Tzarogy.

Erster Band.

Tzarogy.

Roman

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Erster Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Erstes Kapitel.

Wie viele Tausend und Abertausend von Seiten sind beschrieben und bedruckt worden mit dem Lobe des Frühlings, des Frühlings, den man die Zeit der Hoffnung und der Minne genannt, und mit unzähligen anderen süßen Namen überschüttet hat.

Dann hat man den Herbst besungen, vielleicht bisweilen sogar mehr aus ökonomischen Gründen, als aus poetischen, indem man an die glücklich beendeten Ernten gedacht hat, an das Einheimsen von Kraut, Kartoffeln und allerlei anderer Feldfrucht, was sich ausnehmend dichterisch behandeln läßt, im Falle man sich nicht etwa selbst in der Lage befindet, an der Spitze von einem Dutzend störrischer, unreinlicher, widerhaariger und fauler Bauernknechte diese ländlichen Beschäftigungen zu leiten. Da ferner wohl die überwiegende Mehrzahl von Schriftstellern das Glück hatte, mit

mehr oder weniger Erfolg eine classische Erziehung zu genießen, so ist es nicht undenkbar, daß diese der erwähnten Jahreszeit eine dankbare Erinnerung bewahrt haben, in Anbetracht der Schulpforten, welche hinter ihnen sich in derselben schließen, und des Glückes, welches sie empfanden, indem sie, den unvermeidlichen, sonst verpönten, Stock in der Rechten und das Ränzchen auf dem Rücken, über Berg und Thal wanderten. Denn selbst Gegend und Natur, die an und für sich so jämmerlich sind, daß sie kaum würdig, solche Namen zu führen, erscheinen uns unter gedachten Umständen als ein Paradies.

Was endlich den Winter betrifft, so hat selbstverständlich auch dieser alte Geselle seine Lobredner gefunden, ja, in Betracht, daß er unbedingt die abscheulichste Jahreszeit, sogar unverhältnißmäßig viele. Man hat seine reine und frische Luft belobt, ohne der Schnupfen und Rheumatismen zu erwähnen, welche sie mit sich bringt. Man hat die mit Schnee bedeckte, glitzernde Fläche gepriesen, man hat Eiszapfen mit Bergkrystallen, den Reif mit Diamanten, und gefrorene Fensterscheiben mit Blumen verglichen, aber man hat nichts gesagt von erfrorenen Nasen und Ohren, und hat vergessen, die Annehmlichkeit der Frostbeulen zu

schildern, so wenig als man von der kostspieligen Beschaffung des betreffenden Brennmaterials gesprochen hat.

Magere Jünglinge endlich, in fadenscheinigen Röcken, behaupten, daß die frische freie Winterluft einzig im Stande sei, ihr wallendes Feuerblut zu külen, während ältere, fette Persönlichkeiten über den Winter sich in anerkennender Weise aussprechen, weil sie weniger transpiriren, als zu einer andern Jahreszeit.

Unbedingt hat man des Sommers aber am seltensten erwähnt, ihn am wenigsten geschildert, belobt und gepriesen, was doppelt unbegreiflich, da er nicht blos eine schöne, sondern auch in der That eine große Rarität ist, für unser deutsches Vaterland nämlich, in welchem er sich durchschnittlich höchstens alle drei Jahre einmal in seiner wirklichen Gestalt einzufinden pflegt, in der wir ihn für die allerbeste Jahreszeit zu halten keinen Anstand nehmen.

Aus diesem Grunde empfinden wir ein aufrichtiges Vergnügen, dem sehr geehrten Leser mittheilen zu können, daß unsere Geschichte mitten in einem, wirklich wunderschönen Sommer beginnt, und zwar in den ersten Decennien des laufenden

Jahrhunderts, auf dem Lande und mitten im Grünen.

Ja, es war vielleicht selbst ein wenig zu grün, indem die breiten Wege des großen und weitläufigen Gartens, in welchem wir uns befinden, statt mit Sand bestreut zu sein, mit Gras und Unkraut bedeckt waren, und nur in ihrer Mitte einen schmalen, einigermaßen betretenen Pfad boten, indem die Beete, welche längs dieser Wege sich hinzogen, an demselben Fehler litten, und endlich weil verschiedene Götter und Göttinnen aus weißem Sandstein sich mit einem grünen Moosteppiche bedeckt hatten, ohne Zweifel aus Schamhaftigkeit, da die Hand des Künstlers sie allzuspärlich bekleidet hatte.

Der Besitzer aller dieser grünen Sachen war Herr Wilhelm von Vorland, den wir, an der Seite seiner Frau Franziska in einer kleinen, indessen ziemlich gut gepflegten Laube sitzend, finden, rauchend, plaudernd zu Zeiten, und dann wieder längere Zeit von der Höhe der Laube aus sein Besitzthum schweigend überblickend, was gut anging, da dieselbe auf einem kleinen, künstlich angelegten Hügel errichtet war, welchen man den Schneckenberg zu nennen pflegte.

Der Garten hatte einen bedeutenden Umfang,

und wurde deshalb gewöhnlich Park genannt, und man hatte Sorge getragen, ihn noch größer erscheinen zu lassen, als er wirklich war, indem ein Theil der ihn umgebenden Mauern mit Strauchwerk und Bäumen verdeckt war, welche die Ausläufe einer wirklichen Parthie von Waldbäumen waren, und auf der andern Seite, indem man verschiedene vom Schlosse auslaufende Gartenwege dort um einige Schritte breiter gemacht hatte, als an ihrem Ende, was dieselben um die Hälfte länger erscheinen ließ, als es in der That der Fall war.

Das war zu jener Zeit ein nicht selten angewendeter Kunstgriff, der freilich, kam man auf den Gedanken, bis an's Ende der betrüglichen Perspectiven zu spazieren, in nichts zerfiel, ja den unglücklichen Weg jetzt selbst kürzer erscheinen ließ, als er wirklich war.

Das Schloß selbst, zu dessen Verherrlichung eigentlich diese optische Täuschung angebracht worden war, ein unmäßig großes, dreistöckiges, im Style des vorigen Jahrhunderts aufgeführtes Gebäude, trug undankbarer Weise die Schuld an der Verwilderung des Gartens, es war die Ursache der mit Unkraut bewachsenen Wege, der in schlechtem Zustande befindlichen Beete, der mit Moos über-

zogenen griechischen Götter, und endlich, einfacher gesagt, der Verarmung der Familie Vorland selbst.

Wir haben ähnliche Verhältnisse bereits einige Male geschildert, aber leider sind wir ihnen noch viel öfter begegnet, und wir können deshalb nicht umhin, ihrer hier nochmals mit einigen Worten zu gedenken, und es genügen deren wenige, die Sachlage zu kennzeichnen.

Der Großvater des Herrn Wilhelm hatte sein altes, jetzt nur noch in Trümmern vorhandenes Schloß verlassen, das neue erbaut, und sich dabei fast gründlich und gänzlich ruinirt.

Nach dem Beispiele vieler anderer Thoren hatte er einige Monate in Paris zugebracht, um dort deutsche Sitte mit französischer zu vertauschen, und so oft er in die Heimath zurückkehrte, fand er sich unbehaglicher in seinen alten Mauern.

Zu der Thorheit gesellte sich später der Hochmuth, und während er anfänglich blos während seines Aufenthalts in Frankreich die leichtfertigen Vergnügungen seiner französischen Freunde getheilt hatte, schämte er sich jetzt zu Hause seines einfachen Lebens.

Dann waren ihm auch bereits Andere mit schlimmen Beispielen vorangegangen.

Man hatte die alten Wohnsitze der Väter ver=

lassen und hatte sich moderne, weitläufige Wohnungen gebaut, und während man sich glücklich fühlte, wenn irgend ein Schmeichler diese ungemüthlichen Bauten ein Palais nannte, war man meist bereits schon zu Grunde gerichtet.

Das Schicksal des alten Herrn von Vorland war ganz dasselbe.

Zuerst berieth er sich mit seinen Amtleuten, welche ihm unbedingt zustimmten, denn einmal wußten sie, daß er dennoch seinem Kopfe folgen würde, zweitens — Profitchen fallen stets ab bei dergleichen! Dann wurde ein Baumeister gerufen, der prachtvolle Pläne vorlegte und die billigsten Veranschläge. Der alte Vorland hatte niemals so sehnsüchtig auf den Frühling gewartet, als in jenem unglücklichen Baujahre. Die Förster schlugen Holz, die Pächter fuhren mächtige Werkstücke zum Bauplatze, aus Frankreich kamen Muster von Tapeten, Zeichnungen von kostbaren Kronleuchtern und zierliche Modelle von vergoldeten Möbeln. Die Amtleute endlich ihrerseits zogen Gelder ein, kündigten Capitalien, und entwarfen kunstreiche finanzielle Pläne.

Jetzt begann das neue Palais aus dem Boden zu steigen, fast so rasch wie die Schwindelbauten der Gegenwart.

Vor Allem eine Colonnade an dem großartigen Thore, dann ein riesiges Stiegenhaus und breite Doppeltreppe, Marmorsäulen, Grotten, an der Decke: festliche Götterkneipe der vereinigten römischen und griechischen ächten Gottheiten und der beigezogenen Herren Halbgötter und Helden. Zötchen und Zoten, mehr unverschämt als sinnreich, angebracht in Ecken und Rand.

Was die Eintheilung der Stockwerke betraf, so war das Erdgeschoß für Küche und Speisekammer, so wie für die zahlreich anzuschaffende Dienerschaft bestimmt. Die Bel-Etage für die hohe, und, wer weiß was geschehen kann, vielleicht selbst für die höchsten Herrschaften; der zweite Stock endlich sollte dienen, den Schwarm der Gäste aufzunehmen, welche nicht ermangeln würden, sich in ungeheurer Anzahl einzufinden.

Man gelangte richtig bis zu diesem zweiten Stocke, und vollendete selbst das Dach, sogar einige Gemächer der Bel-Etage wurden mit fürstlichem Luxus ausgestattet, dann aber war man fertig, wenn auch nicht mit der vollständigen Einrichtung, doch mit Vermögen und Credit, und statt von den höchsten Herrschaften, den verehrten Gästen und der zahlreichen Dienerschaft, ward das neue Palais von einer schlimm beleumundeten Person, dem Seque-

ster bewohnt, und die Reihenfolge der Vorgänge, welche dieses unerquickliche Endresultat herbeigeführt, war einfach folgende:

Als man zur Hälfte des Baues gekommen, waren bereits alle vorhandenen Baarvorräthe und Capitalien verschwunden.

Jetzt wurden die Wälder gelichtet und die Ernte auf dem Halme verkauft, worauf man der letztere einen Theil der Aecker folgen ließ, und diesen manch' hübschen Waldgrund.

Dann kamen und gingen Juden, in beschnittenem und unbeschnittenem Formate, und endlich nahm das erwähnte Symbolum Besitz von dem mit Mühe und Noth erbauten Palais, während Herr Vorland, da die alte Burg seiner Väter längst auf den Abbruch verkauft worden war, in einem bescheidenen Zimmer des Erdgeschosses sich nothdürftig eingerichtet hatte.

Ihr fragt: Ist es möglich, gelinde gesagt, so gedankenlos zu handeln?

Geht heutzutage durch die Straßen einer großen Stadt, die, wie man zu sagen pflegt, im erneuten Aufblühen begriffen ist, und Ihr werdet die Antwort finden.

Was den alten Herrn von Vorland betrifft, so starb er einige Jahre später in Kummer und

Noth; sein Sohn rang rüstig, ohne eben besondere Erfolge zu Stande zu bringen, und als auch er endlich seinem Sohne Wilhelm das neue Schloß und den Sequester hinterließ, konnte dieser, eben in seinem fünfzigsten Jahre, die Hoffnung hegen, nach Verlauf von weiteren Hundert die übrig gebliebene Hälfte des früheren Besitzes schuldenfrei zu sehen.

Kehren wir jetzt zu dem Manne zurück, welcher sich im Besitze so reizender Hoffnungen befand.

„Niemand kann behaupten," sagte er mit gerunzelter Stirn, „daß ich meine Tochter verkauft habe — —"

„Aber Wilhelm," versetzte die Frau von Vorland, „ich bitte Dich um Gottes willen, sei doch vernünftig, es fällt ja wahrhaftig keinem Menschen ein, das zu sagen, oder auch nur zu glauben. Alle Welt weiß ja, daß sich die jungen Leute liebten, und daß wir gewiß, anfänglich wenigstens, eher gegen als für das Verhältniß waren."

„Meine liebe Franziska," sagte Vorland, „Du kennst die Menschen nicht. Drüben ist der reiche Nachbar, und sein Sohn will unsere Johanna, die Erbin jenes verfluchten Steinhausens, dieses wüsten Gartens, einer mäßigen Anzahl verpfändeter Grundstücke und einer großen Menge von Schulden.

Gebe ich ihm das Kind, so werden sie sagen: Welch' ein Glück für den armen adeligen Schlucker, den Herrn von Habenichts auf Lumpenhausen — —"

„Pfui," fiel die Freifrau ein, „sogar im Scherze soll man nicht so von sich selbst sprechen."

Herr Wilhelm machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand: „Laß mich ausreden!

„Gebe ich es ihm nicht, so werden sie rufen: Seht den hochmüthigen alten Narren, hat nichts zu nagen und zu beißen, und scheucht den reichen Freier von seiner Thür.

„Vielleicht sagen sie auch, ich habe die Johanna verkauft wider ihren Willen, oder, wer weiß, wir hätten durch allerlei Fallstricke und Lockungen den jungen Mann an uns gezogen. Was soll man da thun?"

„Genau das, was wir gethan haben," erwiderte Frau Franziska. „Unsere Tochter nicht dem ersten Besten an den Hals werfen, weil er reich ist, eben so wenig aber sie ihm aus diesem Grunde verweigern, wenn er ein braver junger Mann ist. Und Du weißt selbst, daß Ludwig das ist."

„Hm, ja, das ist nicht zu läugnen," sagte Herr Wilhelm.

„Und daß sich die Kinder aufrichtig lieben!"

„Wieder wahr," erwiderte er, ohne Zweifel merkend, daß er in die Enge getrieben wurde, „aber," setzte er hinzu, „Liebe macht nicht immer glücklich!"

„Uns hat sie glücklich gemacht, trotz mancher Sorge," sagte die Freifrau, indem sie ihrem Gatten die Hand reichte, „und das wird sie allenthalben thun, wo sie nicht durch beider Theile Schuld zu fliehen gezwungen ist. Ich habe es Dir nie vergessen, daß Du mich genommen als ein blutarmes Ding, arm, ärmer als arm, weil —"

„Teufel," rief Herr Wilhelm lachend, „Du thust ja gerade, als ob ich ein Millionär gewesen wäre, während Du Dich plagen mußtest Dein Leben lang, ja manchmal zuverlässig Dich selbst mehr quältest, als nöthig. Aber weißt Du, warum mir vorhin die Grillen durch den Kopf fuhren? Ich habe Allerlei gehört, was man in der Umgegend spricht über die Brautschaft der Kinder, und das hat mich geärgert."

„Hast Du jemals von einer Brautschaft gehört," versetzte die Freifrau, „die allen Leuten recht, sondern die man nicht vielmehr bekrittelt

und getadelt von allen Seiten? Das darf uns nicht anfechten. Aber gehen wir jetzt?"

Vorland nickte zustimmend, und sie gingen.

Es war ein alter Gang, den die beiden Leute gingen, eine alte Gewohnheit, die, wie Alles auf der Welt, einmal jung gewesen, jetzt aber alt geworden war wie sie selbst, aber eben deshalb unentbehrlich, und ihnen so lieb und so jugendlich erscheinend, wie am ersten Tage.

Es war ein einfacher Spaziergang durch Feld und Wald, der am Tage, als Herr Wilhelm seine junge Frau eingeführt in sein Haus, zum ersten Male gemacht, und dann später, erlaubte es nur halbwege das Wetter, täglich wiederholt wurde.

Ein eigenthümliches, wunderbar beglückendes Gefühl liegt in dem Gedanken, ein junges geliebtes Weib, das man vielleicht dem Schicksale mühsam abgerungen, einzuführen in sein Eigenthum, sei es nun groß oder klein, um ihm zu sagen: „Sieh', das Alles gehört jetzt Dein!" Und als Herr Wilhelm an seinem Hochzeitstage diese, an und für sich zwar nicht kostspielige, zu Zeiten aber von schweren Folgen begleitete, mündliche Schenkungs-Urkunde seiner Franziska ausgestellt, sprang diese wie ein junges Reh und außer sich vor Ver-

gnügen durch die kahlen, öden und unerquicklichen Räume des neuen Schlosses.

Das war nicht besonders zu verwundern.

Sie war aufgewachsen in einem Dachstübchen, das ihr Vater bewohnte, ein alter mit Wunden bedeckter Major, der von einer kleinen, spärlichen Pension lebte, und als er endlich starb, ihr nichts hinterließ, als einen alten Namen, den er, als jüngerer Sohn, mit Ehren geführt.

Dann hatte sie mit Aerger und Widerwillen eine entfernte Verwandte aufgenommen, die aus Geiz ein Stübchen ebener Erde bewohnte, noch kleiner als jene Dachstube, aber nicht hell und luftig wie diese, sondern dunkel und dunstig.

Und jetzt war sie glückliche Besitzerin geworden von fünfzig und wohl noch mehreren Stuben, die alle fast Säle zu nennen, mit mächtigen Flügelthüren und mit fast ungebührlich hohen Fenstern.

Freilich machte Herr Wilhelm sie lächelnd aufmerksam, daß dies auch Alles sei, und in allen diesen himmlischen Gemächern weder Stuhl noch Tisch.

Aber sie rief jubelnd, daß sich das Alles finden werde, und daß der König selbst kein so herrliches Schloß besitzen könne, als ihr Herr und Geliebter, und als sie endlich in die paar Gemächer gelangte, welche man wirklich eingerichtet,

und die der Sequester, merkwürdiger und unbegreiflicher Weise, zu entmöbeln unterlassen hatte, gerieth sie in ein sprachloses Entzücken.

Dann aber schlug ihr der junge Mann einen Gang in's Freie vor.

Trotz der Freude, die sie empfand, war es ihm dennoch fast peinlich, jene Ruine, deren Erschaffung die Verarmung seiner Familie herbeigeführt, zu betreten, und draußen in Feld und Holz war es besser.

Zum Theil wenigstens, wenn auch nicht ganz!

Denn hatte man ihm auch einen gewissen, mäßigen Antheil an Acker und Feld überlassen, so war doch der überwiegende bewirthschaftet, zu Gunsten der Gläubiger und deren Erben. Herr Wilhelm aber empfand stets ein gewisses Mißbehagen, wenn er auf diese Felder blickte und der Schulden gedachte, die des Großvaters Schuld auf den Enkel gehäuft.

Also schlug er, seine junge Frau geleitend, allerlei sonderbare Wege und Umwege ein, so viel als möglich jene verfänglichen Grundstücke vermeidend, da er den festlichen Tag sich nicht durch deren Anblick verderben wollte.

Merkwürdiger Weise aber gingen die jungen Leute am folgenden Tage, ohne sich weiter zu be-

sprechen, denselben Weg, dann den nächstfolgenden, und so täglich, erforderte nicht gerade ein Geschäft ihre Anwesenheit an irgend einem andern Platze, und dann war es ihnen, als seien sie eben an einem solchen Tage gar nicht spazieren gegangen.

So schritten sie heute wieder friedlich ihre gewohnten Pfade, und es schien ihnen, als sei Alles genau so, als es gewesen an jenem reizenden Sommertage, an welchem ihr Honigmonat begonnen, und hatte sich gleichwohl auch Manches verändert, so war doch eigentlich die Hauptsache noch wirklich dieselbe.

Freilich waren die Erlen am Ufer des Baches größer geworden, der Bach aber selbst lief geschäftig und murmelnd seinen Weg, wie dazumal, an den röthlichen Wurzelästen vorüber, sprang eilig über die glänzenden Kiesel, und wand sich mit vieler Geschicklichkeit durch den grünen Wiesengrund.

Da lagen auch noch die großen Steine, welche die Brücke ersetzten, mitten in den plätschernden Wellen, und eben so, wie es am ersten Tage geschehen, reichte Herr Wilhelm auch heute seiner Franziska die Hand, als sie dort die glatten und abgerundeten Steine betrat. Sie wäre wohl jetzt

nicht mehr gestrauchelt, aber es hätte sie befremdet, wäre er ihr nicht zu Hülfe gekommen, wie am ersten Tage. Das Einzige, was anders geworden mit den Jahren, war, daß er früher sein Töchterchen Johanna, wenn sie die Eltern begleitete, auf seinen Armen über das Wasser trug, und daß sie jetzt fast geschickter und rascher als er selbst über die Steine hinwegsprang. Da sie aber heute nicht um die Wege, war Alles so wie in alter Zeit.

Was die Felder betraf, an welchen vorüber der Weg führte, hatte man den Wiesenplan verlassen, so waren sie freilich nicht so beständig wie jene. Bald wogte langhalmiger Roggen auf ihnen, bald der Segen des goldenen Weizens, oder der zierliche Hafer, wohl auch der Raps mit seiner goldgelben Blüthenpracht, oder duftender Klee, während die derbe Futterrübe*) eilig noch den Spätsommer und Herbst benutzte, um zu reifen, und selbst die erste Fröste heroisch überwand.

---

*) Mögen die geehrten Herren Landwirthe, welchen vielleicht zufällig diese Blätter in die Hand fallen, uns diese, ohne Zweifel einigermaßen sonderbare Art des Fruchtwechsels zu Gute halten, welche wir auf der Vorlander Markung eingeführt haben.

Das Thiervolk aber blieb sich gleich und treu, dienend oder scherzend, je nach Beruf.

Im sonnigen Winkel des Schloßhofes summten die Bienen: „Wir geben Dir süßen Honig, Frau Franziska, und goldenes Wachs, das magst Du wohl gebrauchen im kalten Winter, wenn wir schlafen und träumen.“ Und sie war ihnen dankbar und versprach, sie zu schonen, so viel es eben möglich sei.

Draußen auf dem duftigen Wiesengrün schwirrten die Käfer, summend und brummend: „Sieh' her, Frau Franziska, auf unsre goldgrüne Flügelpracht. Hast Du so etwas gesehen auf Deinem Dachstübchen, oder im dunkeln Kämmerlein bei der geizigen Muhme, drinnen in der Stadt?“

Da freute die Frau sich jedes Jahr auf's Neue ihrer Freiheit, und gedachte, wie sie fröhlich zum ersten Male auf die schimmernden Gesellen geblickt.

Dann riefen die Schmetterlinge: „Wir sind schöner als die Käfer! Sieh' uns nur an, wie wir fliegen, wie wir, uns auf den Blumenkelchen wiegend, mit den Flügeln schlagen, wie das funkelt, wie das glänzt!“

Aber Frau Franziska sprach verständig: „Jedes in seiner Art,“ und belobte dann unaufgefordert

die Grille, weil sie noch artiger sänge, als zu Hause das Heimchen am Herde.

So war's auch mit den Vögeln, die Sang und Gruß brachten der jetzt fast zur Matrone gewordenen, wie früher der jungen Frau. Wie jenes Mal schüttelte noch jetzt Frau Franziska ihre paar Gröschlein in der Tasche, wenn der Kukuk rief, oder sie sang: „Kuckuk, sag' mir wahr, wie viel ich noch lebe Jahr'!" Das hatte sie aber Beides erst draußen auf dem Lande gelernt, denn in der Stadt kannte sie blos den hölzernen Kuckuk auf der Schwarzwälder Uhr der Muhme, der die Mittagszeit ankündigte, so wie das magere Wassersüpplein, das ihr ungern gegönnt war. Aber auch draußen dauerte es manches Jahr, bis sie den ersten wirklichen zu Gesicht bekam, denn der Kuckuk ist scheu und läßt sich kaum sehen vor den Menschen, da er sich seiner schlimmen Manieren schämt, die zum Sprüchworte geworden.

Die Bachstelzen machten es freilich anders, denn sie blieben vertraulich sitzen, oder flogen, kamen die Spaziergänger ihnen allzu nahe, höchstens auf einen nicht weit entfernten Stein im Bache, artig sich wiegend und schaukelnd mit ihrem langen Schweifgefieder.

Dann sang die Lerche, hoch zu den Wolken sich hebend, ihren lieblichen Gruß, und im Busche die Drossel ihr einfaches und dennoch kunstreiches Lied. Im hellen Waldrevier aber ertönte alljährlich der heisere Ruf des Hähers, das Klopfen des Spechts und der Liebesruf der wilden Taube. Alles genau so, wie in den ersten Liebes- und Ehestandstagen des Herrn Wilhelm und der Frau Franziska, und so war es wohl die Gewohnheit, vielleicht auch die Erinnerung, welche ihnen den täglichen Gang stets lieb und erfreulich erscheinen ließ.

An jenem ersten Tage aber hatte der junge Mann, als weitestes Ziel des Wegs, seine Franziska zu den Trümmern der alten Burg geführt, die man zerstört hatte, um die Bausteine zu verkaufen und das mächtige Balkenwerk, und eine wehmüthige Freude ergriff ihn, als die junge Frau ihr Bedauern aussprach über die Verwüstung, und meinte, daß sie hier wohl lieber wohnen würde, als drüben in dem herrlichen Schlosse.

„Wenn wir wieder recht reich werden, bauen wir's wieder auf," sagte sie, und er versetzte lächelnd:

„Ja, und verarmen auf's Neue!"

Aber sie schritt frisch an's Werk, und begann sogleich einen trefflichen Luftschloßbau, besser

vielleicht, als manche steinerne Gothik der Gegenwart.

Indessen war in Wirklichkeit nichts gebaut worden dort am Platze, als eine Laube, zuerst begonnen von den kindlichen Händen der kleinen Johanna, und jetzt mit den Jahren größer geworden und lieblicher, als das zur Jungfrau erblühte Kind selbst.

Nachdem bei dem heutigen Gange, nach einer kurzen Rast in dieser Laube, die beiden Gatten sich wieder angeschickt hatten, den Heimweg anzutreten, sagte Frau Franziska:

„Johanna hat mir sagen lassen, daß sie morgen von der Tante Fortenberg zurückkommt, da müssen wir doch übermorgen, oder wenigstens in den nächsten Tagen hinüber zu den Stellenbach's. Die Kinder sind Brautleute, und trotzdem sehen wir, die Alten nämlich, uns oft vierzehn Tage nicht, kommt gleich der Ludwig fast täglich zu uns. Das ist nicht recht passend."

„Freilich," versetzte Herr von Vorland, „und dann, sobald als möglich, muß dem alten Keltenschmidt ein Besuch abgestattet werden. Ist der alte Patron gleichwohl nicht auf das Feinste gehobelt, so macht er doch, Anderen gegenüber, allerlei Ansprüche, und er hat uns jetzt zweimal

besucht, während wir Monate lang gar nicht bei ihm waren."

„Ist das nicht eine Noth mit ein paar Besuchen," sagte Frau von Vorland, „und quält und plagt man sich, bis sie abgehaspelt sind. Wie muß es den Leuten in der Stadt erst zu Muthe sein, die von Haus zu Haus laufen, und des Tages hindurch wenigstens acht bis zehn Besuche machen?"

„Da bringt der Pluralis das Angenehme hervor," sagte Herr Wilhelm. „Hast Du nie die Geschichte gehört von dem Thoren, der hörte, daß man so sanft auf Federn ruhe? Er nagelte einen Gänsekiel auf ein Brett, und rief dann aus: Wenn man auf einer einzigen Feder schon so schlecht liegt, wie muß das erst auf vielen schlimm sein! Wir befinden uns in seiner Lage."

„Es paßt nicht ganz," erwiderte Frau Franziska lachend, „zum Theil aber magst Du nicht unrecht haben. Es ist mir aber immerhin lieber, wie wir es hier haben, als wie jene in der Stadt, und auf solche Weise plaudernd und schwatzend erreichten endlich Beide das Schloß. — —

Herr Peter Keltenschmidt, dem der Besuch der Vorland'schen Familie zugedacht war, war eine eigenthümliche Persönlichkeit. Man konnte zwar

nicht behaupten, daß sein Herkommen unbekannt oder räthselhaft sei, denn er stammte aus der einige Meilen weit entfernt liegenden, größeren Stadt, und man wußte, daß seine Eltern dort gelebt und brave Leute, mit einem, so viel bekannt, mittelmäßigen Vermögen gewesen seien.

Ueber sein eigenes Leben aber war, zum Theil wenigstens, ein gewisser räthselhafter Schleier gebreitet.

Er war als junger Mann in die Welt gegangen, hatte Jahre lang nichts von sich hören lassen, und war endlich, kurz vor dem Tode seiner Eltern, welche beide nicht lange nach einander starben, zurückgekehrt.

Selbstverständlicher Weise begannen jetzt von verschiedenen Seiten verschiedene Fragen laut zu werden, welche Herr Peter Keltenschmidt nach und nach, wenn auch in beharrlicher Schweigsamkeit, sämmtlich beantwortete.

Würde er das Geschäft, eine kleine Handlung, seines verstorbenen Vaters fortführen? Oder hatte er Reichthümer auf seinen Reisen erworben, welche ihn dieser Mühe überhoben? Würde er die wenigen Bekannten, welche er vor seiner Abreise hatte, aufsuchen und ihnen vielleicht interessante Mittheilungen über seine Fahrten machen? Oder wäre

es vielleicht bedenklich, ihm in diesem Punkte entgegenzukommen, im Falle seine Vermögensverhältnisse nicht die besten, und er sich bewogen fühlen dürfte, borgend an die Herzen alter Freunde anzuklopfen?

Endlich, natürlich nach Beseitigung dieser letzten Frage, war sein Herz noch frei? War er eine Parthie?

Die Beantwortung dieser Fragen geschah dadurch, daß Herr Keltenschmidt nach dem Tode seines Vaters dessen Laden schloß, bald darauf die noch vorräthigen Waaren auf dem Wege der Versteigerung verkaufen ließ, und das Ladengewölbe, so wie verschiedene andere Räumlichkeiten des Hauses mit allerlei sonderbarem Krimskrams anfüllte, welcher nach und nach in Kisten und Kasten aus der Ferne eintraf, und daß er auch in seiner Vaterstadt noch fortwährend ähnliche Dinge, Kunstsachen, Alterthümer und Raritäten aller Art aufzukaufen suchte.

Er mußte mithin Geld haben.

Was den Umgang mit seinen Freunden betraf, so war er schon als junger Mann in diesem Punkte ein sonderbarer Kauz. Heftig bisweilen und absprechend in hohem Grade, dann wieder ein unterhaltender, ja selbst ein liebenswürdiger Gesellschaf-

ter, wàr er aber auf einmal plötzlich verschwunden, mied allen Verkehr, und kam erst nach Wochen wieder zum Vorschein. Jetzt, nach seiner Zurückkunft, sah man ihn nur selten an irgend einem öffentlichen Orte, und wenn er bei solchen Gelegenheiten einmal schweigend und verschlossen war, und auf neugierige, seine Reisen betreffende Fragen nicht die geringste Antwort gab, so war er zu anderen Zeiten, wenn gleich seltener, ungemein redselig, und gab fabelhafte und fast ungeheuerliche Dinge zum Besten, aus welchen hervorzugehen schien, daß er fast alle bekannten und unbekannten Länder der Erde besucht und die hervorragendsten Persönlichkeiten der ganzen Welt kennen gelernt haben müsse, und daß er ferner im Besitze der kostbarsten und seltensten Merkwürdigkeiten sei.

Es kam bei solchen Gelegenheiten bisweilen vor, daß man, mit möglicher Schonung, Zweifel erhob über die Bekanntschaft Keltenschmidt's mit irgend einer Person, welche bereits gestorben war, als er selbst noch, als kleiner Peter, die Schule seiner Vaterstadt besuchte.

In solchen Fällen begnügte er sich einfach mit einem überlegenen Lächeln.

Wenn man aber zu anderen Zeiten eine allzu

auffällige Verwunderung kund gab über die eine oder die andere, angeblich in seinem Besitze befindliche kostbare Rarität, so nahm er bisweilen einige der Anwesenden mit in sein Haus, zeigte ihnen den betreffenden Gegenstand, und ließ sie nebenher flüchtige Blicke auf andere Schätze thun, welche die also Gewürdigten mit Staunen und Bewunderung erfüllten.

Aber diese Fälle waren selten, und für gewöhnlich war sein Haus für alle Welt verschlossen.

Während sich indessen auf diese Weise Gerüchte von seinem ungeheuern Reichthum in der Stadt verbreiteten, widersprach dem wieder sein Aeußeres und seine Lebensweise.

Er trug fadenscheinige und geflickte Kleider, durchlöcherte Schuhe, und seine Kopfbedeckung erfüllte alle jungen Leute, welche auf Bildung Anspruch machten und moderne Hüte trugen, mit gerechter Entrüstung, ja mit Verachtung.

Dazu kam noch, daß er, so viel man wenigstens bemerken konnte, sich der außerordentlichsten Sparsamkeit befleißigte und fast ärmlich lebte, und deshalb, und da er in diesem Punkte unverbesserlich erschien, entstanden in den Herzen jüngerer und älterer Jungfrauen mehrfache Zweifel, ob man ihn lieben und heirathen solle, welche dadurch noch

bedeutend gerechtfertigt wurden, daß er selbst das schöne Geschlecht auf die auffälligste Weise vernachlässigte.

Da man sich indessen mit der Zeit an Alles auf der Welt gewöhnt, so gewöhnte man sich endlich auch an die Eigenheiten des Herrn Peter Keltenschmidt, und man hätte vielleicht kaum mehr von ihm gesprochen, wenn sich nicht plötzlich das Gerücht verbreitet hätte, daß er sein Haus verkauft habe und binnen kurzer Zeit die Stadt zu verlassen gedächte.

Es geschah dies auch wirklich, und nachdem er sein neu erkauftes Besitzthum in der Nähe von Vorland's Gute bezogen hatte, wußten seine neuen Nachbarn anfänglich eben so wenig, was sie aus ihm machen sollten, als seine früheren in der Stadt.

Einige hielten ihn für arm, Andere für einen Krösus, und während ihn die Geistlichen für einen Heiden und Ungläubigen erklärten, die Juristen für einen in Ruhestand versetzten Räuberhauptmann, und die Bauern für einen Hexenmeister, behaupteten einige Schlauköpfe, daß er nichts weiter als ein großer Narr sei.

Da aber Herr Peter seinerseits indessen alle diese, eigentlich wenig schmeichelhaften Meinungen vollständig zu ignoriren schien, und sich nicht so

streng abgeschlossen hielt, als in der Stadt, ließ man fünf gerade sein, pflegte und, ließ er sich irgendwo blicken, selbst freundlichen Umgang mit ihm.

Das Haus, welches er sich gekauft hatte, lag unfern eines Waldes, auf einer mäßigen Anhöhe, und war für einen Mann seiner Art wie geschaffen.

Es war eine jener kleinen, burgartig aufgeführten Bauten, wie sie in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts aufgeführt wurden, zu welcher Zeit man in der That keiner eigentlichen Burgen mehr bedurfte, um sich einzuschließen und zu schützen, in welcher man aber, gewissermaßen aus Gewohnheit, jenen Styl noch beibehalten hatte, etwa so wie der Brustharnisch noch zur Zeit des Perrückenwesens bei festlichen Gelegenheiten getragen wurde.

Umgeben mit Wall, Graben und obligater Zugbrücke, erhob sich das Schloß, mit Einschluß des Erdgeschosses, dreistöckig, im Viereck erbaut und flankirt von vier Thürmen, und bot dem Besitzer einerseits ziemlich sichern Schutz und auf der andern Seite reichlichen Raum zur Aufstellung seiner Sammlungen, welche, wie man vermuthete, das ganze Schloß ausfüllten.

Wir sagen: wie man vermuthete, denn in der That hatte Niemand, so lange Keltenschmidt das-

selbe in Besitz hatte, seine ganze Sammlung zu Gesicht bekommen, oder alle Räume des Schlosses betreten, obgleich er nicht ungern Besuchern einen Theil seiner Schätze zeigte.

Nach den zusammengefaßten Aussagen dieser Beschauenden mußte sich indessen eine ungeheuere Menge der außerordentlichsten Dinge dort aufgestapelt finden, und obgleich es sich häufig traf, daß Leute eben das zu sehen bekamen, wovon sie gerade am allerwenigsten verstanden, so wurde dennoch die Reichhaltigkeit der Sammlung von Jedermann bestätigt.

Er besaß Rüstungen und Waffen aller Nationen, Glas- und Porzellangeräthe aus allen Jahrhunderten, fabelhafte Pretiosen und Schmuckgegenstände, Mumien, ausgestopfte Thiere, Mineralien, Muschelsammlungen, physikalische und optische Instrumente, Mißgeburten, Gemälde der berühmtesten Meister, Kupferstiche, Automaten und Gegenstände, welche ihren Werth dadurch erhielten, daß sie sich im Besitze berühmter oder berüchtigter Personen befunden hatten.

Was übrigens Herrn Keltenschmidt betraf, so war sein Aeußeres wo möglich noch ärmlicher und vernachlässigter, als vorher in der Stadt, und er hielt es, wie er häufig zu sagen pflegte, für eine

der größten Annehmlichkeiten des Landlebens, daß man da nicht so außerordentlich ängstlich auf seinen Anzug zu sehen brauche, und machte in Wirklichkeit den ausgedehntesten Gebrauch von diesem idyllischen Vorrechte der Landbewohner. Da wir aber Gelegenheit finden werden, noch öfter mit ihm zusammen zu kommen, so verlassen wir ihn jetzt und wenden uns zu anderen Persönlichkeiten unserer Geschichte. Wir haben nicht nöthig, uns weit von der Burg oder dem Museum des Herrn Keltenschmidt zu entfernen.

Etwa hundert Schritte von demselben entfernt lagen vier oder fünf kleinere Bauernhäuser, vielleicht ein Versuch des früheren Besitzers von Herrn Peters gegenwärtigem Eigenthume, dort eine kleine Ansiedelung, oder ein Dorf zu gründen, vielleicht auch die Ueberreste eines solchen, das in den vorhergegangenen Kriegen zum größeren Theile zerstört worden war, und vor einem dieser ländlichen Wohnungen saßen auf einer Bank zwei junge Mädchen, welche sich zärtlich bei den Händen gefaßt hatten, trotzdem daß die eine der andern Vorwürfe machte.

Wir wollen keinen Anstand nehmen, zu sagen, daß diejenige, welche zu schmollen schien, Johanna war, die Tochter der beiden Gatten, welche wir

an demselben Nachmittag auf ihrem gewohnten Spaziergange begleiteten, während die andere die Tochter des Bauern war, dem das artige Häuschen gehörte.

„Gretchen!" sagte Johanna, „thue mir die Liebe und sei nicht so einfältig. Was sollen denn die Possen bedeuten, die Du da plötzlich zu machen anfängst, und die Dich wahrhaftig nicht gut kleiden. Sie! und gnädiges Fräulein! Wer hat Dir denn das in den Kopf gesetzt? und wenn Du so fortfährst," setzte sie lachend hinzu, „so muß ich Dich Demoiselle Margarethe oder Mamsell Sendelbach nennen, was noch abgeschmackter lautet."

„Ich darf ja nicht mehr Du sagen," erwiderte Gretchen fast weinerlich, „der Vater hat mir's verboten. Ich soll stolz sein, aber nicht hochmüthig, und soll keine Gnade annehmen, und es wäre, spricht er, eine Gnade, oder käme wenigstens so heraus, wenn Du mir erlaubtest, daß ich Dich duze, und von mir sei es hochmüthig, wenn ich das annähme. Ich verstehe es gar nicht recht, was er eigentlich will, aber — Du weißt, wie heftig er ist!"

„Ich verstehe nichts weiter," rief Johanna, „als daß das Alles eine Thorheit ist, und daß ich

nicht wieder herüberkommen werde, wenn Du nicht vernünftig wirst."

Dann aber schlossen die beiden Mädchen einen Frieden, gestützt auf den Vergleich, daß in Anwesenheit des alten Sendelbach Gretchen Johanna Sie nennen sollte, sonst aber solle Alles beim Alten bleiben.

Der Erwähnte erschien jetzt, heimkommend vom Felde, und als er Johanna's ansichtig wurde, grüßte er dieselbe höflich und ehrerbietig, aber offenbar mit mehr städtischem als ländlichem Anstriche.

Er war ein ziemlich großer und starker Mann mit dunklen Augen und tief schwarzem Haar, welches indessen bereits mit einzelnen etwas grau gefärbten Locken sich mischte. Wir sagen Locken, denn er trug nicht, nach dem Gebrauche der Landbewohner jener Gegend, kurz geschorenes, höchstens im Nacken etwas länger gehaltenes Haupthaar und war vollständig glatt rasirt, sondern pflegte sorgfältig Backen- und Lippenbart und, auf gleiche Weise, den Schmuck seines Hauptes.

Auch seine Kleidung unterschied sich von jener der übrigen Bauern, indem er einen kurzen Rock, nach Jägerart, trug und anstatt des dreieckigen, derben Filzhutes eine Schirmmütze.

Johanna war aufgestanden und reichte ihm freundlich die Hand, dann sagte sie aber:

„Ich muß jetzt gehen, Tobias, erlaubst Du, daß Gretchen mich ein Stückchen Weges begleiten darf?"

„Sie muß sogar," versetzte Sendelbach ernsthaft, „im Falle nämlich das gnädige Fräulein nicht anders befehlen sollten, denn es wäre unpassend, wenn wir Sie, da es bald dunkelt, allein durch den Wald gehen ließen. Aber Gretchen, hast Du dem gnädigen Fräulein eine Erfrischung angeboten?"

„Ja, alter Narr," rief Johanna, „das hat sie gethan, und ich habe geruht, wacker zuzulangen, ja, ich habe selbst die Gnade gehabt, mir die Taschen von Deinen Aepfeln vollzustopfen, da wir und die Tante Fortenberg kein so delicates Obst wie Du haben."

Sie zeigte ihm lachend ihre, in der That vollgefüllten Taschen, reichte ihm nochmals die Hand, und verschwand dann plaudernd und scherzend mit Gretchen im nahen Gehölze, während er selbst den Beiden wohlgefällig nachsah.

„Wenn sie Alle so wären," sagte er dann zu sich selbst, „aber die Vorland's sind wirklich alle so, und geben Jedem, was ihm gebührt."

Er schien dahin zu rechnen, daß ihn Johanna

vor wenigen Augenblicken einen alten Narren genannt hatte, denn offenbar in der besten Laune ging er in jetzt sein Haus, um kurze Zeit darauf wieder an der Thür zu erscheinen, und in würdevoller Behaglichkeit aus einer mächtigen Meerschaumpfeife wacker zu schmauchen.

Die Mädchen liefen rasch durch den duftenden Tannenwald, bisweilen stehen bleibend, um irgend eine der spärlichen Blumen zu brechen, denen das Nadelholz erlaubt unter seinem Schutze zu blühen, und dann blieb Johanna stehen und sagte, mit der Hand sich Luft zufächelnd:

„Was das würzig riecht und duftet, tausendmal besser als alle Odeurs der Tante Fortenberg, mit denen sie Wunder was für ein Wesen hat."

„Ich glaube," erwiderte Gretchen, „sie kann mich nicht recht leiden, die Tante, und ich traue mich gar nicht mehr recht hinüber."

„Sie ist im Herzen wahrhaftig gut," rief Johanna, „ich muß sie in Schutz nehmen, aber sie hat ähnliche Mucken wie Dein Vater. Das ist einmal nicht zu ändern!"

„Ach," sagte Gretchen, „wenn wir heirathen, Du den reichen Herrn Ludwig, und ich meinen Andreas, hat doch Alles ein Ende."

„Und warum, Demoiselle Sendelbach, warum,

wenn ich fragen darf, hat da Alles ein Ende, und was eigentlich hat ein Ende?"

„Ach" rief das junge Mädchen traurig, „scherze nicht, Johanna, Du denkst Dir das innerlich wohl so gut wie ich. Wenn Du eine Frau geworden bist, und drüben wohnst, bei Deinen vornehmen Schwiegereltern, da kann ich, als eine arme Bauerfrau, doch nicht mehr so hinüber zu Dir laufen wie jetzt. Da würde ich schöne Gesichter bekommen, und eigentlich paßt sich's auch nicht."

„Glaubst Du, daß Dich mein Ludwig aus dem Hause jagt?"

„Der Herr Ludwig nicht, aber — —" sie stockte, und Johanne sagte:

„Halt, ich kann mir schon denken, was Dir im Kopfe herumgeht. Aber es wird nicht so schlimm werden, und auf alle Fälle verlaß Dich auf mich, und ich, Kind," setzte sie plötzlich ernsthaft werdend hinzu, „will mich auch auf Dich verlassen, wie ich es gethan, als ich die ersten Schritte machen konnte, bis auf den heutigen Tag, es mag kommen, was da will."

„Was wird Dir zustoßen, und wie werde ich Dir helfen können?" versetzte Gretchen.

Und dann fielen sich die beiden Mädchen in die Arme und weinten, wie das so gebräuchlich

ist, und gingen, nachdem sie ihre Thränen getrocknet hatten, wieder nach altem Gebrauche, lachend und von allerlei anderen Dingen schwatzend, neben einander, bis endlich das Gehölz zu Ende, und das Gut der Tante Fortenberg in geringer Entfernung sichtbar geworden war, worauf sie sich, jetzt heiter und fröhlich gestimmt, abermals umarmten, und sich hierauf trennten.

Sagt nicht, daß diese beiden Kinder leichtsinnig gewesen. Sie waren eben in dem Alter, in welchem man bestimmte Hoffnungen hat, und nur unklare Befürchtungen, und in welchem uns das Glück in nächster Nähe zu liegen scheint, während das Unglück nur in ferner und zweifelhafter Zukunft droht.

Johanna ging raschen Schrittes auf das Schlößchen der Tante zu, welche eigentlich gar keine Tante, sondern nur eine entfernte Verwandte ihrer Mutter war. Aber sie hatte das alte Fräulein, als sie dasselbe als Kind zum ersten Male sah, Tante genannt, und da diese die verwandtschaftliche Beförderung angenommen, nannten Vorland und seine Frau sie ebenfalls so. Dann folgten die Bauern in Vorlandsberg und in Hellhausen, dem Wohnorte der Tante, diesem Beispiele, wenn sie von ihr sprachen, und jetzt war das Fräulein im

Umkreise von einigen Stunden allgemein unter diesem Namen bekannt, und viele mochten wahrscheinlich ihren wirklichen gar nicht kennen.

Trotz verschiedener eigenthümlicher Ansichten, welche sie hatte, nahm sie doch dies nicht im mindesten schlimm auf, ja, es schmeichelte ihr sogar gewissermaßen, indem ihr ein gewisser patriarchalischer Anstrich in der Sache zu liegen schien.

Die Sonne war eben im Begriffe, vollständig hinter dem Rande der fernen Berge zu verschwinden, um, nachdem sie später das letzte Ende ihres goldbesäumten Schleiers nach sich gezogen haben würde, dem Monde zu erlauben, gleichfalls sein Licht leuchten zu lassen.

Er stand auch in der That, bescheiden wie immer, an einer andern Seite des Himmels, und eben, als Johanna das Dorf betrat, begannen seine blassen Züge sich allmälig lebhafter zu färben.

„Oh weh!" sagte das junge Mädchen, indem sie nach dem Fenster der Tante blickte, „sie wird brummen, denn sie hat schon Licht;" aber sie schritt dennoch rasch weiter, und betrat nach einigen Augenblicken das Zimmer der Tante.

Man glaubte sich in diesem Gemache zuverlässig um vierzig oder fünfzig Jahre zurückversetzt, und die Uebereinstimmung, welche in der ganzen

Einrichtung herrschte, wirkte wohlthuend selbst auf manches Auge, welches an eine moderne Umgebung gewöhnt war.

Die Wände waren mit roth und gelbem Damaste bekleidet. Von der mit Stuckaturbeit gezierten Decke hing ein Kronleuchter, zusammengesetzt aus handgroßen geschliffenen Gläsern, deren vielfache Facetten das Lampenlicht tausendfältig brachen. Die Commoden, von tiefbraunem Mahagoniholze, trugen schwer vergoldete, seltsam gekrümmte Beschläge; die Marmortische und Tischchen standen auf geschweiften und stark gebogenen Ziegenfüßen, welche ihrerseits wieder mit reichlichen Frucht- und Blumengewinden behangen waren, und die bequemen Fauteuils, denn außer dem Sopha und einigen niederen Tabourets war kein anderer Sitzplatz vorhanden, hatten ebenfalls geschweifte Ziegenfüße, und waren mit demselben Stoffe bekleidet wie die Wände.

Dann standen auf diesen Commoden und Tischen eine Menge artiger Nippsachen und kleiner Kästchen, die zum Theil wohl aus einer noch früheren Zeit herstammten, wie ihre gleich solide und zierliche Arbeit anzudeuten schien; ferner chinesische Vasen, Tassen, und Kannen aus Meißen und Wien, und zwischen ihnen Schäfer und Schäferinnen,

Jäger und Jägerinnen, und allerlei künstlich geordnete Gruppen von Menschen und Thieren, ebenfalls aus dem besten Porzellan gefertigt.

Das Gesims auf dem reich mit Marmor verzierten Kamine hatten allein die fremden Herren aus China eingenommen, denn die Tante behauptete, daß dies ein altes Recht derselben sei, dickbeleibte Mandarinen, gemächlich auf ihren gekreuzten Füßen ruhend, abscheuliche Götzen, Elephanten, Drachen und Löwen, glänzend in der Farbenpracht, welche das chinesische Porzellan zeigt, und zugleich, nach Umständen, bedeutsam mit den Köpfen nickend und wackelnd.

Neben diesem angeblichen Vorrechte der Chinesen verfocht die Tante ferner die Behauptung, daß nichts zweckmäßiger, behaglicher und anständiger sei, als die Heizung mittelst dieses Kamins selbst, und da sie den Winter niemals auf dem Lande zubrachte, hatte man keine Gelegenheit, sie vom Gegentheile zu überzeugen, denn was den Frühling und Herbst betraf, so schien sie im vollkommenen Rechte zu sein.

Die Erscheinung der Tante selbst bezüglich ihres Anzugs war vielleicht das Einzige, was nicht vollkommen zu diesem ihrem Lieblingszimmer paßte, indem derselbe modern, das heißt aus der

Zeit des ersten französischen Kaiserreichs war, abscheulich mithin, was man gegenwärtig getrost aussprechen darf, da die Nachwelt bezüglich der Mode dieses Recht so gut hat, wie hinsichtlich des Urtheils über historische Persönlichkeiten, und vielleicht selbst unpartheiischer sein wird bei Beurtheilung eines Frackes oder einer Haube, als bei jener eines Charakters.

Im Uebrigen war die Tante von Mittelgröße, eher hager als beleibt, hatte dunkle Augen, eine ziemlich große Nase, und ihr ziemlich blasses Angesicht trug deutliche Spuren der Verwüstungen, welche in ihren jungen Jahren die Blattern auf demselben angerichtet hatten.

Was endlich die Farbe ihrer Haare betraf, so war dieselbe repräsentirt durch eine Menge kleiner, schwarzer Locken, welche, wie es die Mode jener Zeit vorschrieb, dicht an einander gereiht sich über die ganze Stirn hinzogen und dieselbe fast bis zur Hälfte verdeckten, und welchen Jedermann auf den ersten Blick ansah, daß sie falsch waren.

Nachdem Johanna in die Stube eingetreten, die Thür geräuschlos hinter sich geschlossen, und eben so unhörbar fast bis an den Theetisch vorgetreten war, bot sie derselben einen freundlichen

Abendgruß, und jene gab sich den Anschein, als habe sie erst jetzt die Eingetretene bemerkt.

„Siehe da, Kind," sagte sie, „da bist Du ja, entschuldige, daß ich ohne Dich mit dem Thee begonnen, aber Du kennst meine Gewohnheit."

Die Wahrheit zu sagen, war sie bereits halb versöhnt durch das leise Auftreten des jungen Mädchens, denn sie hatte eine krankhafte Abneigung gegen schwere Tritte, und ganz besonders gegen knarrende Schuhe, und um ihre Umgebung an ein leises, katzenartiges Schleichen zu gewöhnen, waren alle Teppiche aus ihrem Bereiche verbannt, da, wie sie sagte, auf diesen jeder Ungeschlachte anständig gehen könne, um dann auf einfacher Diele desto unanständiger zu trampeln.

Johanna entschuldigte ihr verspätetes Ausbleiben mit dem reizenden Abend, worauf die Tante von Verkältungen sprach, welche man sich leicht zuziehen könne, im Uebrigen aber ersichtlich stets besserer Laune wurde, und nicht einmal fragte, wo Johanna gewesen, sondern von allerlei anderen Dingen plauderte.

Plötzlich aber schwieg sie und blickte, während ihre Nasenflügel sich prüfend zusammenzogen, allenthalben in der Stube umher.

„Mein Gott," rief sie endlich, „was ist das?

Ich rieche Obst, Aepfel glaube ich, sollte Sabine so vergessen gewesen sein, hier, in meinem Zimmer, welche stehen zu lassen?"

Johanna ließ einige Augenblicke lang ihre Blicke ebenfalls suchend umherschweifen. Plötzlich aber wurde sie roth. Es fiel ihr ein, daß sie die Schuldige sei.

Die Tante sah sie an:

„Was giebt's? Warum wirst Du roth? Ich will nicht hoffen?"

„Ach, Tante," sagte das junge Mädchen, „nimm mir's nicht übel, ich vergaß ganz, daß Dir der Obstgeruch zuwider — —"

„Ich rieche Obst sehr gern," sagte das Fräulein von Fortenberg nicht ohne Würde, „aber im Freien oder in der Obstkammer. In meinem Zimmer aber kann ich den Geruch nicht ausstehen. Es erinnert das an die Stube einer Dienstmagd, welche bei Seite gebrachtes Obst in ihrer Truhe verwahrt. Aber wo hast Du Deine Aepfel, ich sehe ja nirgends welche."

„Hier," versetzte Johanna kleinlaut, „in meiner Tasche, ich will sie gleich hinausbringen." Sie stand auf, um das zu thun. Aber das alte Fräulein war ebenfalls aufgestanden, und erst jetzt

bemerkte sie die, allerdings etwas bauschenden Taschen ihrer Pseudo-Nichte.

Sie stieß einen französischen Jammerschrei aus, wie sie denn überhaupt, nach der allgemein eingeführten Unsitte jener Zeit, vielfache französische Worte den deutschen untermengte, welche wir wiederzugeben indessen unterlassen wollen.

Dann aber sagte sie:

„Du hast Dich ja mit Proviant versehen wie eine Bauermagd, die auf das Feld zur Arbeit geht. Aber zeig' einmal?“

Obgleich sie bei Tische gern Aepfel zu speisen pflegte, betrachtete sie jetzt dennoch die Früchte, welche Johanna zögernd zum Vorschein brachte, mit einem gewissen Abscheu, und winkte dann abwehrend mit der Hand; als aber jene, die sich jetzt schleunig entfernt hatte, nach einigen Minuten mit geleerten Taschen wiederkehrte, fand sie die Tante beschäftigt, bei geöffneten Fenstern eine reichliche Menge ihrer „Odeurs“ auf die Dielen zu gießen, und gleichzeitig mit einem Tuche fächelnd die unreine Luft zu verjagen.

Sie half ihr bei dieser Beschäftigung, als aber die Fenster wieder geschlossen waren, sagte die Tante:

„Wo, um Gottes willen, hast Du denn diese

unglücklichen Dinger her? Aus meinem Garten sind sie zuverlässig nicht."

„Ich habe sie drüben bei Gretchen Sendelbach mitgenommen," versetzte Johanna.

Die Tante zog leicht die Schulter und blickte gegen den Himmel. Dann sagte sie:

„Gretchen! Gretchen! warum nennst Du sie nicht Grete, oder Gretel, wie sie die anderen Leute nennen? Willst Du, daß das Mädchen so hochmüthig wird, wie ihr Vater bereits ist, jener unausstehliche, widerwärtige Patron?"

„Aber Tante," sagte Johanna lächelnd, „warum soll sie denn hochmüthig werden, wenn ich sie Gretchen heiße, wie ich es von jeher that?"

Eine leichte Röthe stieg auf die Wangen der Tante, und sie handhabte geräuschvoller, als es sonst ihr Gebrauch war, das Theezeug.

„Sie wird nicht hochmüthig," sagte sie dann mit etwas erhobener Stimme, „wenn Du sie anders nennst als die ganze Welt, wenn Du täglich zu ihr läufst und sie wie Deinesgleichen behandelst, ja ihr sogar, wie ich mir habe sagen lassen, gestattest, daß sie Dich Du nennt! Sie wird nicht hochmüthig, wenn Du Dich selbst nicht schämst, in jenem Bauerhause alle Taschen voll Eßwaaren zu stecken, als ob Du bei mir Hunger leiden müßtest —"

„Aber Tante," fiel ihr das junge Mädchen in die Rede, „Du weißt doch selbst zuverlässig, daß das Niemandem zu denken einfällt."

Da die Tante jedoch, wie viele, sehr viele dem schönen Geschlechte Angehörige, bei Meinungsverschiedenheiten niemals die ihres Gegners anhörte, sondern stets mit Lebhaftigkeit die eigene Ansicht verfocht, so fuhr sie lebhaft fort:

„Sie wird nicht hochmüthig, wenn Du, die Du nächstens eine Frau werden wirst, mit ihr verkehrst, als wärest Du noch ein kleines Mädchen und —"

Johanna fiel ihrer Gegnerin abermals in die Rede, und sagte mit erkünstelter Naivetät:

„Ach, Tante, Gretchen wird ja auch eine Frau, so gut wie ich."

Das Fräulein von Fortenberg sah sie einige Augenblicke aufmerksam an, aber das junge Mädchen hielt diesen prüfenden Blick mit so unschuldsvoller Miene aus, daß die Tante offenbar einigermaßen besänftigt wurde.

Sie warf indessen dennoch abermals einen klagenden Blick gegen die Stubendecke, und sagte dann:

„Ja, die Grete heirathet den Hans oder den Peter, oder wie, ich habe meine Mägde von der

glänzenden Parthie sprechen hören, und da wird sie natürlich eine Frau, so gut wie das Fräulein von Vorland, welches den Herrn von Stellenbach heirathen wird.''

Da Johanna schwieg, so setzte sie nach einiger Zeit hinzu:

„Wäre dieses sogenannte Gretchen nur wenigstens noch Deine Milchschwester! Man hat auf dem Lande und in Familien den einfältigen Gebrauch, solche Kinder einer Säugamme längere Zeit mit einer gewissen Vertraulichkeit zu behandeln. Aber sie ist nichts weiter als eine Jugendgespielin. Da trägt aber die Erziehung die größte Schuld. Deine Eltern, Kind, sind die besten Leute von der Welt, in diesem Punkte aber haben sie ganz eigene Grundsätze."

„Bedenke nur, Tante," sagte Johanna freundlich und nicht im Tone des Widerspruchs, „bedenke, daß ich mit Gretchen aufgewachsen bin, und daß sie das einzige Kind meines Alters war, mit dem ich zusammenkam, da mußte ich mich doch wohl an sie gewöhnen."

„In Gottes Namen," erwiderte die Tante jetzt, „aber ich hoffe, „daß Du für die Folge vernünftig sein, und nicht vergessen wirst, was Du Dir und Anderen schuldig bist."

Johanna nickte mit dem Kopfe:

„Ja, liebe Tante, ich will so vernünftig sein, als es mir möglich ist, wenn das gleich, wie ich fürchte, nicht zu großen Hoffnungen berechtigt.“

Der Friede war hergestellt, und nach der Gewohnheit der Tante begab man sich bald zu Bette. Am andern Morgen aber kehrte Johanna nach Vorlandsberg zurück, von der Tante auf das freundlichste eingeladen, bald wiederzukehren.

Zweites Kapitel.

Die Ebene, auf welcher Vorlandsberg lag, welches wir bereits kennen, dehnte sich gegen Mittag weithin aus, und in dieser fruchtbaren Fläche lag die Besitzung Stellenbach's, von welchem wir, wie das bisweilen so zu gehen pflegt, bereits mehrfach hörten, ohne bis jetzt noch seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. Gegen Osten hin wurde indessen das Land bereits hügelig und bewaldet, während nach der Mitternachtseite zu ziemlich rasch das Gebirge anstieg, mit Wald, mit Schluchten und Thälern, mit wildströmenden Bergwässern, mit Hammerwerken und klappernden Mühlen.

Und dorthin, mitten in die Wald- und Berg-Romantik, müssen wir uns jetzt, etwa vierzehn Tage nach den, im vorigen Kapitel erwähnten, fast mehr als einfachen Vorgängen begeben, ohne jedoch,

trotz des günstigen Terrains, hier schon in die Masse von wild durcheinander geworfenen Abenteuern zu verfallen, welche zu lieben man uns beschuldigt hat.

Wir finden auf der Höhe eines ziemlich steil ansteigenden Berges einen jungen Mann, den wir sogleich dem geehrten Leser als den jüngeren Stellenbach vorstellen wollen, den Bräutigam Johanna's, und gleichzeitig als einen eifrigen Nimrod.

Es war ein kräftiger, frisch und gesund aussehender Jüngling mit wettergebräunten Zügen und freundlich in die Welt blickenden Augen, den der sommerliche Jagdanzug trefflich kleidete, obgleich derselbe nicht allzu elegant und geschniegelt war.

Der Tag war drückend heiß gewesen, aber während in den Thälern, und selbst in den mit Hochwald bestandenen Districten eine dumpfe Schwüle geherrscht hatte, strich hier oben die Zugluft kühl über die kahle, oder nur mit wenigem Niederholz bedeckte Gipfelfläche des Berges, und der junge Ludwig Stellenbach hatte noch zum Ueberflusse auf einem hervorstehenden Felsenstücke Platz genommen, und schien begierig den erfrischenden Luftstrom einzusaugen.

„Wenn sie mich da sitzen sähen, die beiden den

Zug hassenden Mamas," sagte er lachend, „das gäbe eine schöne Geschichte;" dann aber blickte er um sich und genoß der herrlichen Fernsicht, denn er war nur selten bis jetzt auf diese Höhe gekommen, obgleich er häufig in den Bergen jagte.

Ueber einige niedere Bergkuppen hinweg, konnte man von seinem Standpunkte aus das Schloß von Vorlandsberg erblicken, das stattlich in der Abendsonne glänzte, und wohl noch von weiterer Entfernung aus sichtbar gewesen wäre.

Wer kennt nicht die Thorheiten der Jugend, oder sagen wir lieber: der Liebe!

Er streckte sehnsüchtig beide Arme aus nach den weißen, schimmernden Mauern, und dann schickte er ihnen ein Dutzend Kußhände zu, einem Kinde gleich, welches seine scheidende Mutter grüßt.

Jetzt aber wendete er sich und blickte auf das Gebirge.

Weiter ab von seinem Sitze, gegen das Thal zu, begannen die Birken stärker und kräftiger zu werden als oben. Ihre weißen Stämme glänzten wie frisch gefallener Schnee, und ihr hellgrüner Blattschmuck erzitterte nur leise, denn dort war schon fast Windstille, und der stattliche Eichwald, der thalabwärts ihnen folgte, erhob sich schwei=

gend und ruhig, während er zu anderen Zeiten wohl brausend sein Sturmlied sang.

Dann kam die Thalschlucht, verdeckt durch die Eichen, und drüben stieg der Nachbarberg an, der einen dunkeln Tannenwald trug.

Da giebt es Leute, welche schlimm von den Tannen sprechen und ihren schlanken Schwestern, den Fichten.

Es sei unheimlich und düster im Nadelholzgehege, sagen sie, einförmig, und der Boden sei kahl und blumenlos. Dann loben sie das Laubholz, wie das so frisch sei und so grün, und welche Abwechselung das böte, und wie es den Waldblumen erlaube, zu seinen Füßen zu leben und zu blühen, und der würzigen Heidelbeere und der duftenden Erdbeerfrucht.

Und sie haben wohl recht mit ihren lobenden Worten, deren wohl noch viele Tausende zu sagen wären von den grünen Blattträgern. Aber man muß nie Einen loben auf Kosten des Andern.

Denn kaum haben sie der Zeit gedacht, wo diese schlafen gegangen sind auf lange Zeit, und in welcher das verachtete düstere Grün des Nadelholzwaldes zierlich absticht gegen den Schnee und den grauen, unfreundlichen Winterhimmel, sie haben nicht an die balsamischen Düfte gedacht,

die der Nadelwald spendet im jungen Jahre, und nicht an den lieblichsten aller Bäume, den ihnen selbst ihr Mütterlein gespendet, und auf den sie gehofft und geharrt mit pochendem Herzen in der heiligen Nacht.

Herr Ludwig dachte aber an das Alles, und so blickte er wohlgefällig auf die dunklen Tannen, deren Gehege sich weit hinzog im Gebirge, bis sie wieder begrenzt wurden von Eichen und Birken und von mächtigen Buchen.

Weithin zur Rechten und Linken dehnte sich so das bewaldete Bergland, in der Ferne endlich einem grünen glänzenden Teppiche gleich, den eine mächtige Hand ausgebreitet über Berg und Thal, und hier und da geschmückt hatte mit einem glänzenden Silberbande, denn Gießbäche sprangen bisweilen von einer Felswand, blitzend und glänzend im Sonnenlichte, um unten im Thale zinsbar zu werden dem Willen des Menschen, Werke und Mühlen zu treiben, und den Graswuchs zu tränken, der dort üppig wucherte.

Dann sah der junge Mann auf den Schluß des landschaftlichen Bildes, blaue Berge, die mächtigsten des Gebirgszuges, und neben ihnen eine duftige, weithin sich dehnende Ebene, ver=

schwimmend mit dem Himmel und fast wie in Nebel gehüllt.

Plötzlich aber fiel ihm etwas auf.

Der erfrischende, über die Bergeshöhe ziehende Luftstrom schien urplötzlich versiegt, die spärlichen zu seinen Füßen sprossenden Grashalme, die kurz zuvor noch leise gewogt, und die zitternden Blätter des niedern Birkengebüsches standen wie gebannt, auch schien es ihm, als sei es dunkler geworden, obgleich die Sonne noch nicht verschwunden war, und der Felsblock, auf dem er saß, so wie andere um ihn her noch auf der Erde lange hin ihren Schatten warfen.

Zugleich war eine merkwürdige Stille mit einem Male eingetreten auf dem Gipfel des Berges, und nur ein kleiner Vogel mit unscheinbarem Gefieder schlüpfte geräuschlos und eilig an ihm vorüber, und verschwand unten im Walde.

Aber diese Ruhe dauerte nur kurze Zeit. Ein heftiger Windstoß flog jetzt über die Höhe, und wohl auch durch die Thäler und Schluchten, denn die Birken beugten sich, der Eichwald rauschte, und die Tannen drüben am Berge schienen zu wallen und zu wogen.

Ludwig wandte sich jetzt, und sah im Süden langsam eine tiefschwarze Wolkenwand aufsteigen,

deren Saum purpurfarbig glühte, da im Westen die Sonne, wenn gleich dem Verschwinden nahe, doch noch glänzend und von Wolken völlig unbedeckt am Himmel stand.

Aber dieser glühende Rand erbleichte ziemlich rasch, und war vollkommen verschwunden, noch ehe die Sonne selbst gänzlich gesunken war, und gleichzeitig schien jene Wolkenmauer mit stets wachsender Schnelle heranzusteigen.

„Machen wir vor Allem, daß wir unter das schützende Dach des alten Walter kommen," sagte Ludwig zu sich selbst, „denn das da droben scheint eine curiose Geschichte werden zu wollen."

Er warf seine Flinte über die Schulter und stieg rasch abwärts.

Das Forsthaus, in welchem der alte Förster Walter wohnte, konnte freilich kaum weiter als eine kleine Wegstunde entfernt liegen, aber Ludwig wußte den Weg nicht genau, obgleich er bereits mehrere Tage bei dem Alten zugebracht, und erst heute am Morgen denselben verlassen hatte.

Aber er hatte einen mächtigen Bogen beschrieben, ehe er spät am Nachmittage auf die Bergeshöhe gelangte, die er jetzt eilig verließ, und war direct vom Forsthause nie dorthin gegangen.

Mithin kannte er wohl die Richtung, aber nicht die Pfade, und hatte jetzt die Aufgabe, die erste einzuhalten und die zweiten zu suchen.

Der Wind war plötzlich vollständig umgesprungen, denn der junge Mann hörte jetzt, was vorher nicht der Fall war, den Mühlbach im Thale rauschen und das Mühlwerk klappern, während die Schläge des ziemlich entfernten Hammerwerkes so deutlich zu vernehmen waren, daß er einen Augenblick stehen blieb, um sich zu orientiren, da es ihm jetzt vorkam, als müsse jenes Werk in weit größerer Nähe liegen, als es seiner Rechnung nach sein konnte.

Als er durch den Eichwald schritt, tönte es oben in den knorrigen Aesten der alten Hundertjährigen, sonderbar klingend und summend, obgleich sich ihre Blätter nur leise bewegten, aber Alles schien wie ausgestorben, und so war es auch, als er endlich das Thal erreicht hatte und durch den Wiesengrund eilte, um zu den Tannen zu gelangen.

Mancherlei Thiervolk wird um diese Zeit, draußen im Walde, erst recht rege und rührig. Vögel rufen von Ast und Busch, die sie zur Schlafstelle erwählt, sich den Gutenacht-Gruß zu, während andere jetzt erst ihren Schlupfwinkel verlassen, um

in der Dämmerung oder zur Nachtzeit ihr Wesen zu treiben.

Dann summen einzelne Käfer, Abendfalter schwirren, die Fledermaus schwankt mit ihrem scheinbar unsichern Fluge durch die Luft, und auf der Erde sucht das Wild vorsichtig forschend seine Atzplätze.

Heute aber lagen die Waldthiere, jeden Ranges und Alters, wohl ängstlich harrend in ihren Verstecken, und begrüßten und bekriegten sich nicht.

Ludwig blickte jetzt auf zum Himmel. Die Wolkenwand hatte fast die Hälfte des Himmelsgewölbes eingenommen, aber sie schien nicht weiter ansteigen zu wollen, sondern jetzt still zu stehen in tiefer sammetschwarzer Farbe, ohne wahrnehmbare einzelne Wolkenschichten, wie aus einem einzigen Gusse geformt und an ihrem Rande scharf abgegrenzt von der andern Hälfte des gänzlich wolkenfreien Himmels, der gelblich, ja durch die Farbenergänzung fast weiß erschien, kaum weniger eigenthümlich und unheimlich, als ihre dunkle Zwillingsschwester.

Lebhafte und empfängliche Gemüther werden mächtig ergriffen durch vorher nie gesehene und eigenthümliche Naturerscheinungen, und so blieb

Ludwig einige Augenblicke stehen, und sah mit Bewunderung und mit einem leichten Anflug von Grauen empor, dann aber eilte er rasch weiter, da er begriff, daß er vor Allem unter Dach kommen müsse. Das Klappern der Mühle gab ihm die Richtung an, in welcher das Forsthaus liegen mußte, und nachdem er die Tannen erreicht hatte, fand er bald einen Pfad, der ihm der richtige zu sein schien.

Aber jetzt brach auch der Sturm los mit einer Heftigkeit, von welcher der junge Mann vorher keinen Begriff gehabt hatte.

Ein Blitz, welcher Alles in Feuer zu hüllen schien, und dem fast augenblicklich ein furchtbarer Donnerschlag folgte, eröffnete, wie man zu sagen pflegt, den Kampf der Elemente, und dann folgte sich in ununterbrochener Reihenfolge Blitz auf Blitz, Donner auf Donner, so daß nur eine einzige, nicht endende elektrische Entladung stattzufinden schien.

Dazu aber gesellte sich nun eine andere Erscheinung, welche fast gefährlicher erschien als der Blitz.

Der Sturmwind, der durch den Tannenwald tobte, riß Aeste von den Bäumen, welche oft in bedrohlicher Nähe von dem jungen Manne auf

den Boden schlugen, und Krachen und mächtiges Poltern tiefer im Walde ließ wohl erkennen, daß er auch größere Bäume entwurzelte oder zersplitterte.

„Am Ende schlagen mich die alten Gesellen noch todt, während ich ihnen immer ein Loblied sang," dachte Ludwig, aber es war nichts zu machen, als vorwärts zu gehen, denn die eine Stelle war so unsicher wie die andere.

Obgleich ein Jäger, oder ein geübter Wanderer kaum, auch in der dunkelsten Mitternacht nicht, den Pfad verliert, den er einmal unter den Füßen hat, so war doch hier diese Geschicklichkeit nicht nöthig, indem der Blitz überflüssig für die Beleuchtung sorgte. Plötzlich aber theilte sich dieser Pfad, zwar, wie es häufig die Gewohnheit solcher Kreuzpfade oder Wege ist, am Anfange in bescheidener Entfernung neben einander herlaufend, aber es war zu erwarten, daß ziemlich rasch der eine nach Norden und der andere nach Süden führen würde.

Wahrscheinlich war einer der rechte, aber welcher?

Ludwig blieb einige Augenblicke prüfend stehen, und entschied sich dann auf Gerathewohl für den nach rechts hin verlaufenden. Er war aber

kaum noch zwanzig Schritte weit gegangen, als er, trotz der noch immer heftigen Donnerschläge, eine starke Stimme „Halt“ hinter sich rufen hörte und, als er, mit einem unwillkürlichen Griffe nach seiner Flinte, sich rasch umgewendet hatte, Sendelbach vor sich stehen sah.

Trotz des Unwetters und der stets noch hier und da auf den Boden geschleuderten Baumäste grüßte jener doch äußerst höflich, entschuldigte sich hierauf, daß er Ludwig so ohne Weiteres angerufen habe, aber er habe vermuthet, daß dieser auf die Försterei wolle, und der Weg, den er eingeschlagen habe, führe gerade nach der entgegengesetzten Richtung, immer tiefer in den Wald.

„Da hat Sie mein guter Engel gesendet, lieber Herr Sendelbach,“ rief Ludwig erfreut, „aber machen wir, daß wir in's Forsthaus kommen, hier ist nicht gut sein!“

„Darf ich vorausgehen?“ fragte Sendelbach.

„Freilich, freilich, ich bitte Sie darum!“

Tobias Sendelbach ging jetzt raschen Schrittes, und ohne sich an einen gebahnten Weg zu halten, quer durch das Holz, und nach etwa zehn Minuten gelangten sie auf einen freien Platz, in dessen Mitte das Forsthaus lag, und da die fallenden

Aeste jetzt nicht mehr zu fürchten waren, und der Sturm überhaupt nicht mehr so heftig tobte, wie vorher, erfuhr jetzt Ludwig, daß sein Begleiter nach dem Hammer gewollt, durch das Unwetter aber gezwungen worden sei, die Försterei aufzusuchen, wo er zu übernachten gedenke.

Der alte Förster Walter war ein Jägersmann nach altem Schrot und Korn. Er saß viele Jahre mit Frau Barbara, seiner Gattin, dort oben im grünen Walde, und schien vergessen worden zu sein von den Herren am grünen Tische, welche, mit der Feder in der Hand, die Beförderungen vollzogen.

An einem schönen Morgen aber erschien der Postbote und brachte ein mächtiges, mit großem Siegel versehenes Schreiben.

Walter öffnete es mißtrauisch. Vor nicht langer Zeit war an jenem grünen Tische ein Kindlein geboren worden, welches anfänglich die Zielscheibe des Witzes aller alten Nimrode war, sehr bald aber ein Gegenstand des Abscheues und Schreckens für sie wurde.

Dieses Kindlein war die Tabelle, welche, gegen alle göttliche und menschliche Regel, bereits in zarter Kindheit eine unermeßliche Anzahl ihres Gleichen zeugte, die den alten Grünröcken zur Aus-

füllung übergeben wurde, und fast alle in Verzweiflung versetzte.

„Ich erlebe es noch, daß jeder Baum einen eigenen Namen bekommt, der dann auch in diese verwünschten Tabellen eingetragen werden muß," hatte Walter oft gesagt, und befürchtete jetzt von allerhöchster Stelle aus einen ähnlichen Befehl.

Es war aber nichts dergleichen, sondern einfach eine Beförderung auf eine bessere Stelle unten im Flachlande.

Er umarmte seine Frau, welche ihrerseits reichliche Freudenthränen vergoß, eilig des Försters Leibspeise für den Mittag zurichtete und, als seltene Zugabe, eine Flasche Wein auf den Tisch setzte.

Des Nachmittags ging der Förster in den Wald, und blickte von passender Stelle aus hinunter in's Land, wohin er ziehen sollte, während Frau Barbara sich die Räume ihres Hauses ansah, in welches sie eingezogen war als junge Frau, und ihre glücklichsten Zeiten zugebracht. Es wurde ihr eigenthümlich zu Muthe, und es war ihr fast lieb, daß Walter, als er heimkam, einsilbig war, und beinahe düster gestimmt erschien. Sie hätte sich Gewalt anthun müssen, um heiter zu scheinen oder zu scherzen.

Am andern Tage mochte der Förster nicht

mehr in's Flachland blicken, sondern ging tiefer in den Wald. Aber er schämte sich beinahe vor den alten Eichen, vor den Tannen- und den Buchenstämmen, die ihm vorzuwerfen schienen, daß er sie treulos verlassen wolle. Als er des Abends nach Hause kam, hatte Frau Barbara rothe Augen, und Beide verzehrten schweigend und traurig ihr Abendbrod.

Am dritten Tage endlich legte Herr Walter, mit dem Grauen des Morgens, seine Galla-Uniform an, und steckte seinen vergoldeten Hirschfänger in die Kuppel.

Die Frau wußte mithin, daß er zur Stadt ging.

„Du gehst, um Deinen unterthänigsten Dank zu machen?" fragte sie, mit Gewalt ihre Seufzer unterdrückend.

Er brummte etwas in den Bart, und ging. Als er ziemlich spät am Abend zurückkam, erwartete sie ihn unter einem Vorsprunge des Daches, vor der Thür des Forsthauses. Sie hatte an derselben Stelle, als sie eingezogen waren, eben an einem solchen Abend, zum ersten Male ihr Abendbrod genossen, und sie hatte auch heute dort auf den kunstlos gearbeiteten Tisch von Tannenholz den frugalen Imbiß hingesetzt, aber es war ihr, als solle sie heute ihr Henkermahl verzehren.

Als er jetzt an sie herantrat, kam es ihr vor, als sei er eigenthümlich aufgeregt, und sie glaubte einen Augenblick lang, er habe in der Stadt vielleicht einen Schoppen über den Durst getrunken; sie sah aber rasch ihren Irrthum ein, und fragte dann kleinlaut:

„Bis wann müssen wir fort?“

Er zögerte einen Augenblick, dann aber sagte er fest:

„Wir müssen gar nicht fort! Wir bleiben!“

Frau Barbara stieß einen Jubelschrei aus und umarmte ihn stürmisch, und da ein heftiges Wesen sonst ihre Sache nicht war, so wußte er jetzt wohl, wie viel die Glocke geschlagen; aber er sagte blos:

„Heule nicht, Alte!“

Sie rief aber: „Du heulst ja selbst!“ und das war wirklich der Fall, obgleich Beide nicht weit mehr entfernt waren von den vierziger Jahren.

Als sie hierauf zusammen aßen, so glücklich wie an jenem ersten Tage ihres Einzugs, erzählte er ihr, wie das gekommen.

Er war allerdings in die Stadt gegangen, seinen unterthänigen Dank abzustatten der Beförderung halber; als er aber damit zu Ende, bat

er noch viel unterthäniger, daß man ihn lassen möge, wo er sei.

Im Anfange trauten freilich die Herren ihren Ohren nicht; er brauchte indeß doch nicht lange zu bitten. Es waren Andere genug vorhanden, welche gern auf die bessere und bequemere Stelle zogen, welche man ihm zugedacht, und so blieb's beim Alten; und ihn selbst freute jetzt am meisten, daß er seiner Alten so den Willen gethan, denn eigentlich war er vorher nicht recht mit sich im Klaren, ob es ihr eben so zu Muthe, wie ihm selbst.

Das Glück kehrte indeß auch bald in anderer Gestalt ein auf der Försterei.

Durch Austausch landesherrlicher Gebiete wurde sein grünes Waldreich bedeutend vergrößert, und es wurden ihm in Folge dessen zwei Gehülfen beigegeben, welche in einem etwa eine und eine halbe Stunde entfernten kleinen und nicht mehr benutzten Jagdschlößchen ihre Wohnung erhielten. So hatte er Hülfe im Dienst, und blieb dennoch allein mit seiner Alten im Forsthause, was immerhin etwas werth, zumal wenn man es lange gewöhnt ist.

Es währte aber nur kurze Zeit, so konnte er

auch, je nach Belieben, Gäste haben und Gesellschaft.

Man legte eine Straße an durch den Wald, und da diese nicht weit an der Försterei vorüberführte, so begann er eine kleine Wirthschaft einzurichten, und beherbergte Bekannte und Reisende, die ihm eben anständig erschienen, während er zweifelhafte Subjecte höflich, nöthigenfalls aber auch energisch zurückwies. Der stämmige Knecht, den er sich jetzt hielt, und wackere Hunde gaben ihm in manchem Falle gute Hülfstruppen ab. Frau Barbara hatte aber jetzt vollauf zu thun, und der Wohlstand des Hauses mehrte sich.

Die Laren des Hauses im Walde waren den Beiden dankbar, daß sie sich und ihnen treu geblieben zu einer Zeit, wo mehr Plage und weniger Einkommen gewesen. Darum jetzt der Segen.

Also sah es aus im Forsthause; und als Ludwig und Sendelbach jetzt eintraten, that der Förster einen freudigen Aufschrei:

„Gott sei tausendmal gedankt, daß Sie da sind, Herr von Stellenbach! Es war mir nicht wohl zu Muthe. Wenn Sie zu Schaden gekommen wären bei dem Unwetter da draußen!"

„Nun," versetzte der junge Mann, „ich danke es dem Herrn Sendelbach, daß ich die Nacht nicht

im Walde zubringen mußte. Aber was hätte mir begegnen können? Ich bin nicht so zärtlicher Natur, daß mir der Regen schaden sollte, der wohl noch kommen wird."

„Mancherlei," sagte Walter, „Mancherlei," wir haben Schluchten genug, in welchen man Hals und Beine brechen kann. Nun aber ist's gut."

Die beiden neu Angekommenen fanden einen dritten Gast, welcher eben so wie Sendelbach vom Sturme in das Forsthaus verschlagen worden war und gleichfalls dort zu übernachten gedachte. Es war Herr Isaias Taubensieber, gegenwärtig Particulier, wie er sich selbst nannte und gern nennen hörte, früher aber schlechtbestallter Schulmeister, mit welcher trivialen Benennung zu jener Zeit die „Lehrer" bezeichnet wurden. Gegen seine Vorgesetzten war er in früheren Zeiten äußerst schmiegsam, gegen die seiner Zucht anvertrauten Kindlein aber zu Zeiten über die Maßen derb, und als Herr Taubensieber daher unverhofft in den Besitz einer kleinen Erbschaft gelangte, und sich vom Dienste zurückzog, fühlte sich die ganze jugendliche Bevölkerung von Vorlandsberg auf die freudigste Weise berührt, während seine undankbaren Vorgesetzten sich ihrerseits über seinen Verlust außergewöhnlich schnell zu trösten wußten.

Herr Isaias Taubensieber wurde jetzt ein entschiedener Feind aller Vorurtheile, studirte eifrig Naturwissenschaften, und betrieb eben so eifrig das Geschäft eines Mäklers beim Kornhandel, obgleich ihn alle diese Dinge nicht abhielten, eine gewisse Würde beizubehalten, welche er seinem Stande als Gelehrter für angemessen erachtete.

Was Sendelbach betraf, so konnte er Taubensieber nicht recht leiden, und erklärte ihn für einen ausgemachten Hochmuthsnarren, welches jener ihm mit Zinsen zurückgab, aber man hatte dennoch an einem und demselben Tische Platz genommen, und begann dem von Frau Barbara aufgetragenen Abendbrode alle Ehre anzuthun, während man sich gleichzeitig über das immer noch fortwährende Gewitter besprach.

„Es scheint jetzt doch in etwas nachzulassen," sagte Ludwig, „und das Blitzen findet nicht mehr so ununterbrochen statt wie vorher," aber der Förster schüttelte den Kopf und meinte: er kenne dergleichen, bevor nicht ein tüchtiger Regen fiele, und der Wind, welcher jetzt aufgehört habe, wiederkehre, sei wenig Aussicht.

Taubensieber versuchte einige wissenschaftliche Goldkörner in das Gespräch zu streuen, und schwieg verstimmt, da diese nicht gewürdigt wurden; plötz-

lich aber verstummte die ganze Gesellschaft und fuhr im andern Augenblicke von ihren Sitzen auf.

Eine blendende Helle hatte mit einem Male das ganze Gemach erfüllt, und gleichzeitig erfolgte ein einziger furchtbarer Schlag. Ein einziger, der nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Rollen des Donners hatte, und eben so wenig das eigenthümliche Rasseln hören ließ, welches man vernimmt, wenn der Blitz nur auf hundert bis hundertfünfzig Schritte Entfernung eingeschlagen hat.

Die Erschrockenen hörten kaum das Klirren der Fensterscheiben, aber sie fühlten, daß das Haus in seinen Grundvesten erzitterte, und jetzt, nachdem jener blendende Lichtschein vorüber, drang ein rother Feuerschein in die Stube.

Die Försterin rang die Hände, und der Förster, Ludwig und Sendelbach sprangen zur Thür.

Eine dunkelrothe feurige Lohe schien anfänglich den stets noch vom Blitze Geblendeten draußen entgegenschlagen, aber nach wenigen Augenblicken erkannten sie den Grund.

Der Wetterstrahl hatte in eine mächtige Tanne geschlagen, die wenige Schritte vom Forsthause entfernt vereinzelt auf der Freiung stand, welche Haus und Wald trennte.

Der Baum stand in lichten Flammen, welche krachend und prasselnd zum Himmel schlugen, und seine glühenden Nadeln streuten rings umher einen feurigen Regen, welchen der Förster mit gerunzelter Stirn und besorgter Miene verfolgte.

Aber jetzt fielen einzelne schwere Tropfen, und einige Secunden später folgte ein wolkenbruchartiger Regen.

Die Männer gingen in's Haus zurück, und der Förster, der dort vom Fenster aus den brennenden Baum beobachtete, sagte:

„Gott sei Dank! der Wald ist gerettet! Wäre der Wind, der sich jetzt tobend erhebt, vor dem Regen gekommen, so hätten die glühenden Nadeln und brennenden kleineren Aeste das größte Unglück herbeiführen können, da durch die Hitze der letzten Wochen der Waldboden unendlich ausgetrocknet ist. Jetzt glimmt nur der Stamm noch."

Taubensieber, der kreideweißen Antlitzes nach dem brennenden Baume sah, war immer noch keines Wortes mächtig, die Försterin aber hatte sich wieder gefaßt.

„Wäre der Baum nicht gewesen, so hätte der Blitz in's Haus geschlagen," sagte sie.

„Ja," setzte Walter hinzu, „er hat das Haus

und vielleicht unser Aller Leben gerettet, und deshalb dauert mich der alte Bursche doppelt. Er stand dort auf seinem Posten, als ich einzog, ein junger Mann noch, hier auf der Försterei. Manchen Winter habe ich seine Aeste unter der Last des Schnees sich beugen sehen, in mancher schlimmen Wetternacht hörte ich sein Keuchen, wenn er mit dem Sturme rang, und jedes Frühjahr sah ich mit Vergnügen, wie er sich neue hellgrüne Aufschläge auf seine dunkelgrüne Uniform setzte. Da glaubte ich wohl, daß er mir einmal einen Abschiedsgruß zuwinken würde mit seinen starken Astarmen, wenn sie mich hinuntertrügen durch den Wald zur ewigen Ruhe. Jetzt ist er vor mir gegangen!"

Es entstand eine Pause, und dann sagte Ludwig: „Es ist sonderbar, daß das Gewitter jetzt fast vollständig aufgehört hat. Es blitzt nur selten noch, und Blitz und Donner folgen sich in längeren Pausen."

„Ich habe das häufig beobachtet, wenn es eingeschlagen und mit hellen Flammen brannte," erwiderte der Förster. „Ich glaube, das Feuer zieht die Kraft aus den Wolken."

Taubensieber sagte überlegen:

„Die Ausgleichung der beiden Elektricitäten,

welche durch die Flamme stattfindet, trägt die Schuld, man kann das bei jeder Elektrisirmaschine nachweisen, wenn man dem geladenen Conductor eine brennende Kerze nähert."

„Das ist am Ende dasselbe," versetzte der Förster trocken, und Ludwig machte jetzt auf die eigenthümliche Erscheinung aufmerksam, welche vor dem Ausbruche des eigentlichen Gewitters stattgefunden, auf die tief schwarze und streng vom übrigen wolkenfreien Himmel getrennte Wolkenschicht.

„Ich habe es nur einige Male beobachtet," sagte der Förster, „aber stets war das dann ausbrechende Gewitter ein äußerst heftiges, warum, weiß ich nicht." *)

---

*) Ich selbst, nicht Taubensieber, sondern ich, der Verfasser, habe dreimal in meinem Leben Gelegenheit gehabt, diese Erscheinung zu beobachten, und kann in Folge dessen dem alten Walter nur beipflichten.

Einmal in Unterfranken, wo das Wetter gegen Abend genau in der oben bezeichneten Weise heranzog, stundenlang unbeweglich, und den Horizont in zwei fast gleiche Hälften theilend, stehen blieb, und sich hierauf mit einer furchtbaren Heftigkeit entlud. Dort fiel kaum Regen, und der Wind war verhältnißmäßig gering. Die elektrischen Entladungen aber waren von einer nie vorher von mir beobachteten Stärke, man konnte beim Lichte der unaufhörlich sich kreuzenden Blitze bequem lesen, und es schlug an verschiedenen Orten in der Umgegend ein.

„Wenn man morgen am Fuße der Tanne nachgraben würde, müßte man zuverlässig einen Donnerkeil finden," fiel jetzt Sendelbach ein, „das wäre etwas für den Herrn Keltenschmidt."

Früher, wenn ich nicht irre, im Jahre 1830, fand in der Rhöne ein furchtbares Unwetter statt, dessen Heranziehen ich, eben auf einer geognostischen Excursion dort streifend, genau beobachten konnte. Es zog am Morgen heran, wieder nicht sich thürmend in einzelnen oder vereinigten Wolkenhaufen, sondern einem tief schwarzen Sammetvorhange ähnlich, langsam und drohend von Süden ansteigend, und die Hälfte des Himmels bedeckend, während der andere tief blau erschien. Von der Milzeburg beobachtete ich so weit die Erscheinung, verließ aber zu meinem Glücke, eben noch zu rechter Zeit jenen erhöhten Standpunkt, um das unten gelegene Dorf Kleinsassen zu erreichen, allerdings schon begleitet von Trümmern von Hütten und kleineren Bauten und entwurzelten Stämmen, die unten im Hohlwege das Wildwasser mit sich fortriß. Denn ein großer Theil des Rhönegebirges wurde an jenem Unglückstage schlimm mitgenommen; in Hilters, einem Städtchen, welches ich am Morgen verlassen, hatte man viele Menschenleben zu beklagen und, entsinne ich mich recht, wurden dort neun Häuser vom Wasser mit hinweggerissen, und riesige Felsblöcke vom Gebirge in's Thal geschleudert, einzelner Verunglückter an anderen Stellen des Gebirges nicht zu gedenken. Durch Blitzschlag geschah jenesmal verhältnißmäßig weniger Schaden, aber die allenthalben niederstürzenden Wolkenbrüche, seit Menschengedenken dort nicht in solcher Stärke erlebt, trugen Schuld an dem Unheil. Aeltere Leute in jenen Bergen sprechen noch heute von jenem Unglückstage.

„Mein guter Sendelbach,“ rief Taubensieber, „das sind Dinge, die nicht mehr in unser Jahrhundert passen. Der Blitzschlag, obgleich der Ausdruck unpassend, wird durch eine Ausgleichung der beiden Elektricitäten erzeugt, und tritt für das Auge in Form eines großen Funkens auf. Es ist lächerlich, zu glauben, daß ein Stein aus den Wolken fällt.“

„Sie sind selbst lächerlich,“ rief Sendelbach auffahrend, „höchst lächerlich! Denn drunten im Städtchen hängt ein Donnerkeil, befestigt an einer Kette, und eine alte Inschrift besagt, daß er unter Blitz und Donner auf die Erde gefallen. Wollen Sie mir wegstreiten, was ich jetzt gesehen habe, und was jeder sehen kann, der Augen hat. He?“

„Daß dort ein Stein hängt, weiß ich recht wohl, denn ich habe ihn selbst öfters gesehen,“ erwiderte Taubensieber, „aber es ist kein Donnerkeil, oder vielmehr es giebt keine Donnerkeile, und es ist

---

Zum dritten Male endlich habe ich unter den Tropen Aehnliches erlebt, auf „dunkelblauen Wogen,“ welche aber rasch sich grau färbten und überhaupt sich schlecht benahmen. Aber ich will kein „schlimmes Wetter“ schildern, wie dergleichen die Seeleute nennen. Das ist schon allzu oft geschehen von solchen, die das erlebt und nicht erlebt, sondern ich wollte nur andeuten, daß Stürme, die heranziehen, wie oben erzählt, meist heftig und unheilbringend sind. —

ein Vorurtheil, ein schändlicher Aberglaube aus alter finsterer Zeit, dergleichen zu glauben."

Sendelbach runzelte die Stirn. Er war leicht zu reizen, vertrug keinen Widerspruch, und konnte ohnedies den Schulmeister nicht leiden. Indessen bezwang er sich und sagte, zu Ludwig gewendet: „Der junge Herr Baron von Stellenbach können uns da gewiß die beste Auskunft geben, und verstehen die Sache zuverlässig besser als wir Beide."

Taubensieber warf einen giftigen Blick auf Sendelbach, Ludwig aber sagte lachend: „Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich das Rechte treffen werde, aber ich habe mehrmals sagen hören, jener Stein sei entweder eine Waffe oder ein Werkzeug aus uralten Zeiten, oder vielleicht auch ein Meteorstein.

„Was ist ein Meteorstein?" fragte Sendelbach, stets gegen Ludwig gewendet.

„Von Zeit zu Zeit fallen größere und kleinere Steinmassen auf die Erde, welche man Meteorsteine nennt, obgleich man, wie ich glaube, immer noch nicht mit Bestimmtheit sagen kann, wessen Ursprungs sie sind."

Sendelbach kniff ein Auge zu, und schielte dann, starke Tabakswolken von sich blasend, mit

dem andern nach Taubensieber, und sagte: „Es ist also kein Vorurtheil, kein schändlicher Aberglaube, und nicht lächerlich, zu glauben, daß Steine aus den Wolken fallen. Punctum!"

Taubensieber ward roth vor Aerger und Mißmuth. Er befand sich in der schlimmen Lage, recht und unrecht zugleich zu haben, und gleichzeitig sah er die Unmöglichkeit ein, weiter gegen das Vorurtheil der Donnerkeile zu kämpfen, um aufklärend auf die Anwesenden zu wirken. Er kannte Sendelbach zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser jeden desfallsigen Versuch mit den Worten abgeschnitten haben würde: Es fallen Steine aus den Wolken. Punctum!

Die Worte der jetzt sich in's Gespräche mischenden Frau Barbara dienten nicht dazu, seinen Unmuth zu stillen. Wie leicht zu denken, war er ein abgesagter Feind aller Gespenster und ihrer ganzen Sippschaft, und die Försterin sagte jetzt:

„Ich habe selbst immer geglaubt, daß es Donnerkeile gebe, giebt's aber keine, so ist mir's auch recht. Ahnungen aber giebt es. Das weiß ich gewiß."

Es war bei Taubensieber leider keine Ahnung mehr, sondern vielmehr eine fast traurige Ge-

wißheit geworden, daß er jetzt verurtheilt sein würde, den ganzen Abend hindurch mit allerlei Spuk und Graus zu verkehren, denn die Nacht selbst, die Stube des Försters und die in derselben Befindlichen berechtigten zu den reizendsten Hoffnungen.

Draußen war es mittlerweile stockdunkle Nacht geworden, und da der Förster ein Fenster geöffnet hatte, um die durch den Sturm und Regen herangelockte Kühle in die mit schwüler Luft erfüllte Stube treten zu lassen, so konnte man deutlich den immer noch glimmenden Baumstamm durch die Nacht erglühen sehen, bald nur schwach noch leuchtend, bald, durch einen Luftstoß angefacht, wieder heller aufflackernd, so daß es fast schien, als entferne er sich einmal vom Hause, und komme dann wieder näher. Auch der Wald rauschte bald schwächer, bald stärker, und seine geheimnißvollen Stimmen drangen bald flüsternd, bald brausend, wie des Meeres Brandung, in die Stube, die von fernen, einzelnen Blitzen zu Zeiten noch schwach erhellt wurde.

Dazu rieselte draußen der Regen, und strömte in dünnem Strahle vom Vorsprunge des Daches aus, an den Fenstern vorüber, versilbert durch das von innen auf ihn fallende Licht.

Da fühlte man sich wohl behaglich unter dem schützenden Dache und in der traulichen Stube, aber leider wußte Taubensieber aus Erfahrung, daß man in solchen Stunden, nicht minder ungern als in stürmischer Herbst- und Winternacht, Kobolde und Gespenster zu sich einladet in die häusliche Gemüthlichkeit, und eben so wußte er, daß die Insassen dieser Stube so recht, wie man zu sagen pflegt, das Zeug hatten zu einer solchen Einladung.

Da saßen am großen grünen Kachelofen der Knecht und die Magd des Hauses, nichts weniger als furchtsam zwar, aber ungebildet, abergläubisch und hartnäckig an veralteten Vorurtheilen und Gewohnheiten hängend, wie denn Beide jetzt auf der Ofenbank hockten, obgleich kein Funke im Ofen, blos weil sie im Winter gewohnt waren eben dort zu sitzen. Das Paar aber gab, er kannte das, zuverlässig seinen Senf darein, auf bäuerische und einfältige Weise, wenn einmal die Hexen fliegen würden, wenn das Leichenhuhn rief und feurige Männer im Busche tanzten.

Der Förster selbst fürchtete den Teufel nicht, aber was viel schlimmer war, er glaubte an ihn, und Taubensieber hatte häufig die Erfahrung gemacht, daß Leute, denen es wohl zu Zeiten graut,

die aber deshalb doch keck Allem entgegengehen, was sich ihnen in den Weg stellt, gefährliche Verbündete des Gespensterglaubens sind.

Die Försterin war eine Frau. Das reichte nach Taubensieber's Ansichten schon hin, wenig Vernünftiges von ihr zu erwarten. Die Emancipation der Frauen war jenes Mal noch nicht Mode geworden, und er selbst hatte merkwürdigerweise beim schönen Geschlechte niemals die gehörige Anerkennung gefunden.

Dann aber war sie zum Ueberflusse in früherer Jugend als Dienerin in einem adeligen Hause gewesen, in dessen alten Räumen der halbe Stammbaum spukte, Tanten, Großtanten und Urgroßtanten zur Adventzeit unangenehm mit Pantoffeln schlürften, die Bilder der Urahnherren, trotz der stärksten Nägel, von den Wänden fielen, wenn es Zeit war, irgend ein Unheil zu verkünden, in dessen Kellern gespenstige Küper lärmend die Faßreifen antrieben, und auf dessen Bodenräumen die Hexen der ganzen Umgegend, in Katzengestalt, ihren Sabbath feierten.

Was war nach einer solchen Erziehung von der Frau Försterin Barbara zu erwarten?

Was Ludwig betraf, so war der aufgeklärte Schulmeister überzeugt, daß vorkommenden Falles

derselbe zu den Förstersleuten halten werde, da er häufig draußen im Försterhause war und mit den Leuten auf dem besten Fuße stand, und er fürchtete ihn, indem er mancherlei Studien gemacht hatte und jedenfalls ihm selbst überlegen war.

Sendelbach haßte Taubensieber geradezu, und es war keinem Zweifel unterworfen, daß jener seinerseits ihn eben auch nicht besonders liebte, und unbedingt alle Gelegenheit ergreifen werde, ihm Verderbliches zu bereiten.

Er saß also da, wie Daniel in der Löwengrube, oder, wie er bei ähnlichen Gelegenheiten lieber zu sagen pflegte: Unter Larven die einzige fühlende Brust.

Freilich hätte er sich zurückziehen und auf seine Stube begeben können, aber dieser Rückzug hätte einer Flucht sehr ähnlich gesehen, und er fürchtete, daß Sendelbach nach seiner Entfernung sich lustig über ihn machen würde. Es war aber noch ein gewichtiger Grund vorhanden, wacker auszuhalten.

Er hatte eine volle Kanne Weins vor sich stehen, welche er nicht allzu rasch austrinken, noch weniger aber stehen lassen wollte. Er beschloß also, hartnäckig da zu bleiben, wenig auf das Gespräch zu achten, oder sich wenigstens diesen Anschein zu geben, und sich nur in dasselbe zu mischen, wenn

der Sieg unbedingt auf seiner Seite sein müsse.

Wie bereits angedeutet und wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, begann das Heer der ächten und wahren Gespenster seine leichten Truppen, die Ahnungen, vorauszuschicken.

„Ich lasse mir das nicht nehmen," sagte Frau Barbara, obgleich Niemand einen Einwurf erhoben hatte, „und wir hatten eine Uhr im Hause, die der deutlichste Beweis dafür war."

Sie sagte nämlich stets „wir," wenn sie von der Familie sprach, deren oben erwähnt wurde, und dann setzte sie die Sache auseinander. „So oft der Aelteste des Hauses zum Sterben kam, stand, eine halbe Stunde vor seinem Tode, die Uhr still. Das war ein öffentliches Geheimniß im Hause, nur sprach man nicht gern laut davon, aber alte Dienstleute, die schon als Kinder in's Haus gekommen waren, bestätigten die Wahrheit der Sache. Ziemlich jung waren zwei Majoratsherren gestorben, und beide Fälle hatte pünktlich die Uhr angezeigt. Als der letzte Herr, der schon bei Jahren, auf seinem Sterbebette lag, fragte er, ob die ominöse Uhr noch gehe, und man beeilte sich, ihm zu erwidern, daß dies der Fall sei. Aber einer der Angehörigen ging unbemerkt in den

Vorsaal, wo sie stand, um nachzusehen. Es war drei Viertel auf Zehn, aber die Uhr war bereits um halb stehen geblieben. Um zehn Uhr war der Herr von Hohenwelden eine Leiche.

„Dabei war die Uhr fürchterlich anzusehen. Sie war ganz von schwarzem Ebenholze, obenauf saß ein silbernes Gerippe mit Stundenglas und Sense, und unter dem Zifferblatte stand ein silberner Sarg, um welchen Genien gruppirt waren, die mit äußerst traurigen Mienen, Stundengläser, Schädel, Knochen und andere Insignien des Todes emporhielten. Man nannte auch die Uhr nicht anders als die Todtenuhr.

„Bei diesem Aussehen und bei solchen Eigenschaften war dieser Name wohl gerechtfertigt," sagte Ludwig, Taubensieber aber, welcher trotz seines Vorsatzes doch nicht schweigen konnte, rief:

„Die einfältige Idee des Künstlers, solches Zeug als Verzierung anzubringen, hat die Leute auf jenen abergläubischen Gedanken gebracht. Ich hätte die Uhr verkauft."

„Sie vielleicht, aber wir nicht," sagte die Försterin spitzig.

Dann folgten andere Fälle von Vorherbedeutungen, Anzeichen und verhängnißvollen Träumen,

von mächtigen Schlägen, die das ganze Haus erschüttert hatten, ohne daß man irgend eine Ursache aufgefunden hätte, bis man später erfuhr, daß irgend ein Glied der Familie, oder ein theurer Freund genau zur selben Stunde gestorben.

Taubensieber widersprach nach Kräften, ohne den mindesten Vortheil zu erringen, da man kaum auf ihn hörte, als eben jetzt der Knecht, der, wie er erwartet hatte, sich in's Gespräch mischte, erzählte, daß bei seines Vaters Tode das Leichenhuhn drei Tage und drei Nächte lang seinen schaurigen Gesang habe hören lassen, wandte er sich an den Förster, und sagte: „Wenn zufälliger Weise dieses Thier so hartnäckig irgendwo lärmt, warum schießt man es nicht todt?"

„Man thut es nicht gern," versetzte der Förster ernsthaft, „weil meistens die Gewehre springen, wenn man versucht, nach dem Todtenvogel zu schießen."

Taubensieber schwieg, da er es nicht gern mit dem Förster verderben wollte, und die Magd erzählte jetzt, daß sie, zwar nicht heuer, aber im vorigen Jahre, zahlreiche Hexen in der Walpurgisnacht über den Wald hätte ziehen sehen, einige hoch, andere so niedrig, daß sie fast den Gipfel

der Tannen gestreift hätten. Sie habe sich fast zu Tode gefürchtet.

„Sie wird Glühwürmer gesehen haben," meine gute Veronika," warf Taubensieber ein, „vielleicht war es auch eine Sternschnuppe."

„Kann auch sein, daß es Meteorsteine waren," sagte Sendelbach kaltblütig, „indessen habe ich selbst niemals Hexen in der Luft fliegen sehen, wohl aber andere Dinge auf und in der Erde, die viel grausiger sind. Ich bin einmal in Ungarn durch ein Dorf gekommen, in welchem die größte Bestürzung herrschte. Ein Mann war gestorben, sein Name ist mir entfallen, und man dachte fast nicht mehr an ihn, als plötzlich mehrere Leute erkrankten und rasch dahinstarben. Auf dem Sterbebette sagten aber alle aus, daß der Verstorbene in der Nacht zu ihnen gekommen, sie gewürgt und ihnen das Blut ausgesogen habe. Jetzt gestand auch die Frau des Todten, daß dieser sie besucht, und daß sie ihm, auf sein Verlangen, seine Oppanki oder Schuhe habe geben müssen, da er beabsichtige, einige benachbarte Dorfschaften zu besuchen. Da der Schrecken und die Furcht allgemein war, so öffnete man in Gegenwart eines Beamten und eines Geistlichen das Grab, und fand in demselben den Leichnam

des Gespenstes vollständig wohl erhalten, und ohne den mindesten Todtengeruch. Haare und Bart waren die eines Lebenden, die Nägel waren ihm zwar abgefallen, dafür aber neue gewachsen, die Haut war frisch und im Gesichte geröthet, und zum Entsetzen aller Anwesenden war in seinem Munde noch frisches Blut.

„Der anfängliche Schrecken und das Entsetzen der Bauern ging jetzt in Wuth über, man spitzte rasch einen starken Pfahl und trieb denselben dem Leichnam in die Brust, worauf häufiges Blut aus der Wunde, so wie aus Mund und Nase drang, und der Todte zugleich einen lauten Schrei ausstieß.

„Hierauf verbrannte man den Leichnam, und streute die Asche in den Fluß, und von nun an hatten die übrigen noch lebenden Bewohner jenes Dorfes Ruhe vor dem Gespenste.“

Sendelbach schwieg, aber Taubensieber's anfänglich ärgerliche Miene verwandelte sich jetzt in ein wegwerfendes Lächeln, er wendete sich von Sendelbach ab und gegen die übrige Gesellschaft und sagte:

„Die Geschichte ist von altem Datum, und es fehlt nicht mehr viel, so sind es bald hundert Jahre, daß der Aberglaube und die Leichtgläubig-

keit diesen scheinbaren Sieg feierten. Das Dorf hieß Kisolova, der Vampyr, denn so nennt die Thorheit diese angeblichen Gespenster, hieß Peter Plogojovicz, und die ganze lügenhafte Geschichte wurde nach einem vorliegenden amtlichen Berichte beschrieben und gedruckt unter dem Titel:

„Entsetzliche Begebenheit, welche sich in dem Dorfe Kisolova, ohnweit Belgrad in Oberungarn, vor einigen Tagen zugetragen hat. 1725."

„Bei meinen Bestrebungen, den Aberglauben und die Unwissenheit zu bekämpfen," setzte er mit Würde hinzu, „und bei den zu diesem Zwecke angestellten Studien kam mir dieses Schriftchen in die Hand, und ich kann daher die Erzählung des Herrn Sendelbach mit vollem Rechte als ein veraltetes Märchen bezeichnen."

Sendelbach ward dunkelroth und runzelte bedrohlich die Stirn, Ludwig aber warf ihm einen beruhigenden Blick zu und sagte:

„Nicht so ganz veraltet, wie Sie glauben. Ganz zufällig habe ich einige Schriften in die Hand bekommen, aus welchen hervorgeht, daß das Wesen des Vampyrismus in die ältesten Zeiten reicht und noch heute seinen Boden hat.

„Die blutsaugenden Gespenster, also die Vampyre, wurden bei den alten Griechen Empusen

genannt, die Neugriechen nennen sie Brukolakas, und die Römer hatten, in fast gleicher Bedeutung, ihre Lamien und Lemuren. In Ungarn, Polen, Schlesien, Mähren, in Oesterreich und Lothringen aber ist dieser Glaube ein uralter, welcher lange vor 1725 bestanden hat, und nach dieser Zeit noch eben so großes Aufsehen machte. Die Theologen stritten sich darüber, ob der Leib oder die Seele diesen Unfug ausübe, und wurden endlich einig, daß beide zugleich die Schuld trügen, und 1796 wurde von gelehrten Aerzten der Vampyrismus als eine Krankheit eigener Art erklärt, da der Befund der unverwesten Leichen in den Gräbern nicht zu läugnen war, und man also eine eigenthümliche Organisation des Verstorbenen annahm, vermöge welcher die sonst bald eintretende Fäulniß hier eine längere Zeit aufgehalten wurde.

„Noch heute glaubt das Volk in Dalmatien, daß die Leichname derer, die wegen Zauberei im Verdachte gestanden, oder solcher, die anderer Vergehungen halber im Kirchenbanne gestorben seien, nicht verwesen, sondern an sich selbst nagten, und des Nachts aus ihren Gräbern gingen, um Personen, mit welchen sie früher in Verbindung gestanden, das Blut auszusaugen und dieselben so zu tödten.

„Aber ebenfalls wieder schon in früherer Zeit bestand der Glaube, daß mehrere Todte in den Gräbern sich selbst aufspeisen.

„Deutlich hörte alle Welt das Kauen und Schwatzen der Verewigten in ihren Gräbern, und während die Aufgeklärten die Theorie aufstellten, daß Schlangen und Eidechsen die Särge durchstörten, schoben die Finsterlinge das Geräusch den Hexen in die Schuhe. Was mich betrifft, so halte ich die eine der Behauptungen für so einfältig als die andere.

„Luther aber, der Nachricht von der Sache erhielt, drückte sich hierüber *) auf eine ganz eigene Art aus.

„M. Roer meldete ihm, ein begrabenes Weib fresse im Grabe sich nach und nach selbst auf, und darüber stürben alle Einwohner im Dorfe. Da sprach Luther:

„Das ist des Teufels Betrügerei und Bosheit. Wenn sie es nicht glaubten, so schadete es ihnen nicht, da sie aber so abergläubisch sind, so sterben sie ja immerdar nur mehr dahin. Und da man das weiß, sollte man die Leute nicht so freventlich in's Grab werfen, sondern sagen: Da friß, Teu-

*) Tischreden. 25.

fel, da hast Du Gesalzenes! Du betrügst uns nicht!"

Ludwig schwieg jetzt, und machte die Bemerkung, daß seine glänzende Rede einen sehr verschiedenen Eindruck auf seine Zuhörer gemacht hatte. Der Knecht und die Magd, welche ihn ganz als zu ihrer Parthei gehörig betrachteten, blickten ihn wohlwollend an, Sendelbach warf Blicke der Bewunderung und Dankbarkeit auf ihn, Taubensieber ärgerte sich über die entwickelten Kenntnisse des jungen Mannes, und war auf der andern Seite nicht mit sich im Reinen, ob er an den Vampyrismus glaube oder nicht. Der Förster endlich hielt mit beiden, auf seinem Schooße ruhenden Händen seine Pfeife fest, hatte das Haupt geneigt und schlief.

Frau Barbara stieß ihn an, und sagte: „Wache auf, Alter! Das Beste verschläfst Du." Taubensieber aber wendete sich gegen Ludwig und sagte:

„Sie haben da uns gezeigt, daß Sie eine große Belesenheit besitzen, denn ich läugne nicht, daß das Alles gedruckt ist, aber Herr von Stellenbach, glauben Sie denn wirklich, daß Verstorbene auf solche Art aus ihren Gräbern steigen können, und glauben Sie wirklich an Gespenster?"

„Was die Vampyre betrifft," versetzte Ludwig,

„so glaube ich, daß es nicht zu läugnen, daß man wirklich noch nach längerer Zeit wohlerhaltene Leichen in gewissen Gegenden gefunden hat. Es sind zu viele Zeugen da, die dies bestätigen, und es mag sein, daß eine gewisse Beschaffenheit des Erdreichs, in welches die Todten gebettet wurden, vielleicht auch, wie jene Aerzte sagten, eine Eigenthümlichkeit des menschlichen Organismus der Verstorbenen die Ursache ist. Bezüglich des schädlichen Einflusses aber, den solche Subjecte auf noch Lebende ausüben, schließe ich mich ganz der Meinung des großen Reformators an, mit Ausnahme dessen, was er vom Gesalzenen sagt, und was mir nicht recht klar ist.

„Was aber die übrigen, ordinären Gespenster betrifft, so wäre da Vielerlei zu sagen. Aber ich bin wohl noch zu jung," setzte er mit fast übergroßer Bescheidenheit hinzu, „und habe zu wenig erlebt und erfahren, um mir über dergleichen ein Urtheil erlauben zu dürfen."

Taubensieber bat ihn dringend, das dennoch zu thun, und Ludwig sagte jetzt ernsthaft:

„Sehen Sie, lieber Herr Taubensieber, vom Standpunkte eines Christen, eines gläubigen Christen nämlich, werden freilich Gespenster nicht recht anzunehmen sein. Warum sollte der liebe Gott

erlauben, daß Unschuldige von solchen Spukgestalten erschreckt und molestirt werden, von feurigen Männern, von großen Hunden, welche keine Köpfe und funkelnde, glühende Augen haben, von weißen, grauen und schwarzen Gestalten, und ferner durch Schlürfen, Scharren, Pochen, Kratzen, durch Stöhnen, Seufzen und Winseln und durch tausend andern derartigen Unfug mehr. Wir dürfen wohl annehmen, daß Gott passendere und anständigere Mittel anwenden würde, uns an unsere Sterblichkeit zu erinnern, und eben so um den Schuldigen abzustrafen. Als Christen also, welche einen sterblichen Körper annehmen und eine unsterbliche Seele, die nach dem Tode anderseitig untergebracht wird, wohl oder übel, je nachdem, ist es nicht statthaft, an dergleichen Spuk zu glauben.

„Aber als Materialisten, ich meine nicht als Gewürzkrämer, sondern als Philosophen, welche die Seele als eine materielle, als eine körperliche, den Raum ausfüllende Substanz annehmen, sind wir berechtigt, an Gespenster zu glauben, ja, gewissermaßen müssen wir es sogar thun.

„Teufel," sagte Taubensieber fast unwillkürlich, „ich bin begierig!"

„Sehen Sie," fuhr Ludwig fort, „stellen Sie sich einmal einen Menschen vor, der wenig Kennt=

nisse und Erfahrungen hat, und der, zum Beispiel, stets der Meinung war, daß man die Leute begräbt, daß sie dort zu Staub und Asche werden, und nichts mehr von ihnen übrig bleibt, als höchstens ein paar Knochen. Führen Sie jetzt diesen Ununterrichteten in eine Naturaliensammlung oder in ein anatomisches Museum. Dort findet er Kinder, miß- und anständig geborene, in Spiritus sitzen, mit Haut und Haar und trefflich conservirt. Item die Köpfe von Negern, von amerikanischen Wilden, von Hottentotten und von europäischen Mördern, welche man geköpft hat. Er findet Hände, Arme und Beine, künstlich mit rothem und blauem Wachse behandelt, als Nerven-, Venen- und Arterien-Präparate, geht es gut, vielleicht ein ganzes Subject, auf diese Weise dem „wieder Erde werden" abgerungen. Er trifft sogar vielleicht auch eine vollständige gegerbte Menschenhaut, während er bis zur Stunde nur Ochsen, Kälber, Schafe, Pferde und andere Quadrupeden für gerbfähig hielt.

„Was denkt der Mann? Was wird der arme Ununterrichtete glauben? Wird es ihm nicht unbegreiflich erscheinen, hier eine gewisse Anzahl seiner Mitbürger, welche er längst vermodert glaubte,

ganz artig, wenn auch nur fragmentarisch, in Reihe und Glied aufgestellt zu finden?

„Wahrscheinlich ekelt er sich, vielleicht fürchtet er sich auch, für unsere gegenwärtige Zwecke aber kümmert uns das nicht. Wir müssen nur festhalten, daß er nicht ergründen kann, wie alle jene Dinge dorthin gekommen sind, warum sie dort sind, und endlich aus welchem Grunde sie nicht verwest sind.

„Es kommt ferner vor, daß auch wir, die wir mehr oder weniger gebildet sind, uns ähnliche Fragen stellen müssen.

„Ganz abgesehen von den widerwärtigen Leichnamen der Vampyre, findet man von Zeit zu Zeit Körper von Verstorbenen, welche blos vertrocknet, aber nicht vermodert sind, ja man hat, selbst nicht einmal sehr selten, Grabgewölbe, in welchen dieser Fall bei allen dort Beigesetzten eintritt, in welchen dieselben nach Jahrhunderten noch als Mumien angetroffen werden, während ihre Kleider eben so wenig von Fäulniß oder Moder angegriffen worden sind, sondern in Farbe und Stoff kaum verändert erscheinen.

„In diesen Falle befinden wir uns in derselben Lage wie Jener im anotomischen Cabinete. Wir

sehen den Körper vor uns, aber wir wissen nicht, warum er sich erhalten hat.

„Ist es aber nun nicht möglich, daß ein Stück dieser sogenannten Seele, die, wie Materialisten wissen, aus Materie besteht, wenn gleich fast gänzlich aus sehr feinem und unwägbarem Stoffe, vielleicht aus einer Abart von Elektricität oder Magnetismus, mit einer winzigen Zuthat von Phosphor, gleichsam als Gewürz, — ist es nun nicht möglich, sage ich, daß aus uns unbekannten Gründen auch irgend ein Fetzen dieser Seelenmaterie übrig geblieben ist, aus Gründen, welche wir so wenig zu errathen wissen, als jener sich die Aufbewahrung der Präparate erklären kann, und wir selbst die Conservirung von Leichen?

„Die verschiedenen Variationen der Gespenster passen trefflich zu dieser Ansicht. Ein kleines Seelenmaterie = Fragment macht auch kleinen Spectakel, es klopft leise und seufzt kaum hörbar, es genirt sich gewissermaßen. Ein größeres tritt schon patziger auf, das liegt in der Natur der Sache, es pocht derber, hämmert laut, geht durch verschlossene Thüren, und steigt klappernden Schrittes Treppe auf Treppe ab. Ist endlich eine ganze Seele, aus unbekannten Gründen, verstockt geworden, unlöslich im Weltäther, so haben wir

auch die ganzen Erscheinungen, die weißen Frauen, die grauen Gräfinnen, die Jäger am Kreuzwege, die polternden Urahnen und die seufzenden Tanten.

„Natürlich spukt das Seelenbruchstück nach dem Bildungsgrade, dessen es im Leben theilhaftig war — außerordentlich natürlich, da blos diese sogenannte Seele auch früher allein bildungsfähig war, und aus diesem Grunde treten in Städten, und überhaupt bei belesenen und cultivirten Menschen durchschnittlich auch gebildete Gespenster auf. Auf dem Lande geht es derber zu. Da spuken Hunde, Katzen, feurige Kälber, was einfach darin seinen Grund hat, weil sich der Landbewohner bei Lebzeiten viel mit Vieh und verwandten Gegenständen beschäftigt."

Die Anwesenden, mit Ausnahme Taubensieber's und Sendelbach's, waren sämmtlich entschlafen, als Ludwig bei diesem Schlusse seines Vortrages angelangt war, und gegen die gewöhnliche Regel war dies aus Gründen dem Sprechenden sehr lieb.

Sendelbach aber hatte kein Wort verloren, und hatte ernst und schweigend dem jungen Manne zugehört. Er sprach auch nicht, als dieser jetzt geendet, Taubensieber hingegen war ersichtlich sehr angeregt und sagte: „Ihre Ansicht, Herr von

Stellenbach, hat eine große, eine bedeutende Tragweite. Hat irgend ein Philosoph dieselbe bereits bekannt gemacht? Ist sie gedruckt?"

„Ich glaube zuverlässig nicht," versetzte Ludwig, „und so viel ich weiß, ist sie ganz meine Erfindung."

Da jetzt auch Taubensieber nachdenklich schwieg, so erhob sich Ludwig und weckte den Förster, da er sich zur Ruhe begeben wollte.

„Ich wäre fast ein bischen eingenickt," sagte dieser, „aber die Hitze war den ganzen Tag über allzu drückend."

Dann ging er hinaus, um nach dem glimmenden Baume zu sehen; aber derselbe war gänzlich verlöscht, und es stand nicht zu befürchten, daß durch den etwa heftiger werdenden Wind wieder eine Flamme angefacht werden würde.

„Morgen gehen wir zusammen in's Holz, Herr Baron," sagte er. „Sie sollen einen Rehbock schießen, der seines Gleichen sucht."

Aber Ludwig dankte, mit Schmerzen, wie er sagte; aber er müsse nach Hause, da er schon einige Tage abwesend gewesen, und zudem sein Vater kein Freund von der Jagd sei.

„Er wird schon noch Raison annehmen," sagte der Förster, „wenn Sie einmal die Jagd drunten

in Vorlandsberg haben und wir Nachbarn geworden sind."

Ludwig bot ihm die Hand, und die Gäste begaben sich in ihre Stuben, welche ihnen stets eingeräumt wurden, so oft sie im Forsthause übernachteten.

Als Taubensieber in der seinigen angelangt war und die Thür abgeschlossen hatte, blickte er zuerst in den großen Wandschrank, und hierauf leuchtete er unter das Bett. Es war Alles in Ordnung.

Dann dachte er über die Gespenstertheorie Ludwig's nach. Bisher war er der Meinung gewesen, daß jeder aufgeklärte Mann und jeder Philosoph unbedingt allen Glauben an dergleichen sogenannte übernatürliche Dinge verwerfen müsse, und jetzt sollte er, als Materialist, und gerade als solcher, plötzlich an Gespenster glauben!

Nichtsdestoweniger schien ihm die Sache außerordentlich annehmbar und praktisch. Vor Allem war die Unsterblichkeit zu Schanden gemacht, welche er stets auf's eifrigste bekämpfte; dann aber durfte man sich anständiger Weise selbst ein bischen fürchten, da die Einwirkung des fragmentarischen Seelenstückes auf die ganze, noch im übrigen Körper befindliche Seele leicht bewiesen werden konnte.

„Einfältig ist es, daß der vorlaute Junge da auf die Geschichte gekommen ist. Das hätte mir auch passiren können,“ sagte er zu sich selbst; aber er beschloß dann, die Theorie für sich zu usurpiren, und vor Allem den Gläubigen scharf zu Leibe zu gehen.

Endlich fiel ihm der Teufel ein, dessen Auftreten, nach der neuen Lehre, vollständig erklärt werden konnte. Er beschloß, auch diesen Wahn zu vernichten, und schlief unter ähnlichen Gedanken zuletzt ein. —

Als Ludwig ziemlich früh am andern Morgen in das Gastzimmer des Försters trat, fand er daselbst Sendelbach bereits reisefertig, und Letzterer fragte ihn, ob er erlaube, daß er ihn ein Stück Weges begleite, da er, Sendelbach, zum Hammer wolle, Ludwig aber zu Thale, und ihre Pfade ohnehin eine Strecke lang dieselben seien.

„Gern,“ sagte Ludwig, „es wird mir eine Freude sein, in Ihrer Begleitung durch den Wald zu schlendern, obgleich ich wahrhaftig die gemüthliche Stube hier nur ungern verlasse.“

Es war ihm dies kaum zu verargen. Die fleißige Frau Barbara hatte bereits trefflich gelüftet, und jetzt zog ein feiner, angenehm duftender Wachholderrauch durch die Stube, deren Diele

mit frischem Sande und Tannennadeln bestreut war. Von den braunen und blank gebohnten Holzgeräthschaften stach vortheilhaft die glänzend weiß gescheuerte Tischplatte ab, und der Kaffee, den die Försterin jetzt auf dieselbe stellte, verbreitete einen einladenden Wohlgeruch.

Draußen aber lag ein dichter und undurchdringlicher Nebel, der von Minute zu Minute noch dichter und undurchdringlicher zu werden schien, und einen kühlen und feuchten Morgengang erwarten ließ.

Wem sollte es da nicht doppelt behaglich geworden sein in dem angenehm durchwärmten, reinlichen Zimmer!

Als später Beide durch den Wald schritten, sagte Ludwig:

„Es herbstet ja hier schon ordentlich. Gestern die Hitze, und heute ist es kühl, ja fast kalt."

„Das kommt häufig vor hier im Gebirge," versetzte sein Begleiter, „und sie haben hier keinen Monat im Jahre, in welchem nicht, ein paar Mal wenigstens, der Ofen seine Schuldigkeit thun muß. Heute aber wird's wohl bald zu Ende sein mit dem Nebelregiment. Die Sonne legt ihm in ein paar Stunden schon das Handwerk."

Er schwieg ein Weilchen, dann aber sagte er zögernd:

„Ich habe aber etwas auf dem Herzen, Herr Baron, darf ich reden?"

„Freilich," rief Ludwig, „freilich, nur vorwärts. Was ist denn los?"

„Nun," sagte Sendelbach, „nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich möchte wissen, ob das gestern Ihr Ernst war mit dem stückweise spuken, das wäre ja doch infam, wenn Einem selbst einmal später so etwas passiren sollte. Lieber ganz und gar, wenn's doch nicht anders sein soll. Aber so vertröpfelt! Pfui Teufel!"

Ludwig lachte. „Wahrhaftig nicht, und ich weiß selbst nicht, wie ich auf das verrückte Zeug gekommen bin. Aber ich glaube fast, daß Taubensieber alle den Blödsinn für baare Münze genommen hat."

Sendelbach rieb sich vergnügt die Hände. „Dem gotteslästerischen und hoffärtigen Kerl geschieht es recht, und ich bin froh, daß Sie also kein Gottesläugner sind wie er."

Dann trennten sich die Beiden und verschwanden auf wohlbekannten Pfaden im Nebel.

Taubensieber aber, der sie vorher zusammen aus der Thür des Forsthauses treten sah, hatte ärgerlich zu sich selbst gesagt:

„Der grobe und hochmüthige Bauer, der sich einbildet, ein Edelmann zu sein und von einer alten Familie abzustammen. Und jetzt macht der sclavische Hund Complimente, und nöthigt den jungen Naseweiß, fast wider seinen Willen zu seiner Rechten zu gehen!“

Drittes Kapitel.

Das Schloß, welches die Eltern Ludwig Stellenbach's bewohnten, war gewaltig verschieden von dem bereits vorher erwähnten Wohnsitze Vorland's. Es war ohne Zweifel erbaut gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts, oder wenigstens zu jener Zeit vollständig umgebaut und dem damals herrschenden Geschmacke angepaßt worden. Ursprünglich einem jetzt erloschenen Geschlechte angehörend, war es zurückgefallen an den Landesherrn, und dann durch Verkauf in verschiedene Hände gekommen, bis es endlich in die von Ludwig's Vater gelangte.

Als dieser seine Gattin, die Frau Catharina von Stellenbach, zum ersten Male in ihr neu erworbenes Besitzthum einführte, schwoll schon in der Entfernung ihr Herz von Stolz und Freude, und als sie endlich die Zugbrücke überschritten und die

inneren Räume in Augenschein nahm, kannte ihr Entzücken keine Grenzen, was ihrem Gemahl einerseits erfreulich war, auf der andern Seite aber, da er seine Ehehälfte kannte, einige kleine Bedenklichkeiten hervorrief, wie das in ähnlichen Fällen nicht selten der Fall ist, wenn sich Eheleute so ganz genau kennen, und gegenseitig den Grund jeder Gemüthsbewegung mit Schärfe zu erkennen wissen.

Bezüglich der gegenwärtigen Sachlage, so wußte Herr von Stellenbach sehr wohl, daß die Freude seiner Frau beim Erblicken seines neuen Erwerbes ihren Grund darin hatte, daß sie nun ein ächtes, aufrichtiges, altes Schloß besaß, was lange ihr höchster Wunsch war, obgleich sie in der Stadt ein modernes und eben im Sinne der Mode höchst geschmackvolles, großes Haus bewohnten, welches ebenfalls ihr Eigenthum war, und hinsichtlich jeglicher Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Das Entzücken aber bei Besichtigung der inneren Räumlichkeiten verdankte sein Entstehen ohne Zweifel der Aussicht, baldigst hier verschiedenartige Veränderungen vornehmen zu können, Verdorbenes wieder herzustellen, Neues zu schaffen, und Alles so geschmackvoll wie möglich einzurichten, ganz eines wirklichen Schlosses würdig.

Wer verdenkt das einer Hausfrau, welche zum ersten Mal ein neues Besitzthum betritt? Ein leises, entferntes Anrecht hierzu hat vielleicht nur der betreffende Gatte, und selbst hier nicht in Bezug auf etwaige Zweifel an dem guten Geschmacke der Einrichtenden, sondern lediglich aus Rücksichtnahme auf seine Kasse.

Die vorläufig noch nicht laut geäußerten Bedenken des Herrn Carl von Stellenbach entsprangen in der That auch nur allein aus solchen Rücksichten; denn Frau Catharina sprach zuerst von einer großen Reihe sich folgender Prunk- und Empfangzimmer, von elegant und zugleich gemüthlich herzustellenden Wohnstuben, von zahlreichen, eben so eingerichteten Fremdengemächern, von niedlichen, lauschigen Boudoirs, von einem Sommer- und einem Winterspeisesaal, und endlich von einer großen Bankethalle, einem Söller, einer Schloßcapelle und von einem Burgverließe.

Herr von Stellenbach zwang sich zu lächeln. „Das Alles würde doch nicht recht zusammen passen," sagte er endlich; „der Uebergang aus unserer gebildeten Zeit in jenes finstere Zeitalter des Faustrechts würde allzu schroff sein."

„Da laß Du mich nur machen, mein Schatz," erwiderte seine Frau zuversichtlich; „ich werde Alles

so einrichten, daß Niemand merkt, daß man sich im Mittelalter befindet. Haben wir auf unseren Reisen nicht Schlösser genug gesehen, wo das derselbe Fall war?"

„Aber bedenke nur, liebe Catharina, wie wir unsere Dienerschaft vermehren müßten, wenn wir alle diese Räume einmal eingerichtet hätten!"

Frau Catharina fing jetzt an, entfernte Ahnungen zu bekommen, daß die Bedenken ihres Gemahls mehr aus finanziellen, als aus culturhistorischen Gründen hervorgegangen sein mochten, und sie eilte sich, ihn zu beruhigen.

„Warum nicht gar," sagte sie, „wir brauchen Niemand weiter als einen Minnesänger, einen Burgpfaffen, einen Verbrecher und einen Castellan. Die ersten Drei stelle ich mit geringen Kosten her. Der Minnesänger wird ausgestopft, das heißt, wir machen eine Puppe mit einer Wachslarve, mein altes schwarzes Sammetkleid reicht aus für ein Mäntelchen und für die Hosen, ja es fällt vielleicht auch noch ein Baret ab, denn da er, eine alte Harfe neben sich, am Eingange der Bankethalle sitzen muß, so spart man bedeutend an Kleiderstoff. Durch die sitzende Stellung wird Vieles verborgen, was man auf solche Art nicht mit Sammet zu bedecken braucht.

Der Burgpfaffe kommt noch billiger zu stehen. Wie lange ist's her, daß man die Klöster aufgehoben hat, und daß man kirchliche Gewänder um ein Spottgeld von den Juden kaufen konnte! Eine alte Kutte wird ein also paar Kreuzer kosten, und wenn wir unsern Caplan auf ein paar Rollen stellen, die wir mittelst einer Schnur mit der Capellenthüre in Verbindung setzen, so daß er dem Oeffnenden einige Schritte entgegenzukommen scheint, wird das artig und zugleich ehrwürdig lassen, ja nach Umständen sogar fürchterlich.

Hinsichtlich des Verbrechers endlich, so verlohnt es sich kaum der Mühe, von demselben zu sprechen. Der kostet so viel wie nichts. Wir legen das Burgverließ natürlich zu ebener Erde an, und hinter dem, in der Thür angebrachten kleinen Gitter befestigt man eine alte unbrauchbare Wachslarve mit einem Flachsbarte. Da es drinnen finster ist, so sieht man ohnehin nicht mehr von ihm als das Gesicht, und der Beschauer kann sich nach Belieben einen wirklichen Bösewicht vorstellen, der durch Gewissensbisse heruntergebracht ist, oder einen unschuldig schmachtenden Greis, wie solches in jener Zeit gebräuchlich war."

Herr von Stellenbach schien auf die Gedanken seiner Frau einzugehen.

„Ich will das Erste hoffen," sagte er strenge, „denn auf meiner Burg soll weder Greis noch Jüngling unschuldig eingekerkert werden. Aber," setzte er bedenklich hinzu, „wie sieht es mit dem Castellan aus? Der muß doch lebendig sein, um Fremde zu empfangen, wenn wir etwa anderwärts Hof halten."

„Der Peter wird Castellan," sagte Frau Catharina mit siegreichem Lächeln. „Sein Haupthaar ist bereits Salz und Pfeffer, sein Backenbart ganz grau, und läßt er sich einen Vollbart stehen, so ist er der ehrwürdigste, alte treue Diener unseres Hauses, besonders wenn man auf seine alte graue Livrée gelbe oder blaue Borden näht. Zudem ist er ja auch schon zwanzig Jahre in Deinen Diensten, also ächt in der That, und dann braucht er ja nicht immer in der Castellanstracht herumzulaufen, nur wenn Leute kommen."

„Nun, alte Catharine," versetzte Stellenbach, „ich bin überzeugt, es wird sich Alles machen, warten wir nur ab, und übereilen uns nicht!"

Da sie wirklich noch nicht eigentlich alt war, so nahm sie das für ein Schmeichelwort, was es auch in der That war, und wartete wirklich ab,

und in der That machte sich auch Alles, wenn gleich nicht ganz genau so, wie sie, und ebenfalls nicht, wie er es im Sinne hatte.

Stellenbach's Vater war ein Kaufmann, welcher erst in späteren Jahren seines Lebens geadelt wurde, und als er starb, seinem einzigen Sohne neben dem adeligen Namen ein bedeutendes Vermögen hinterließ.

Es waren unruhige Zeiten damals im Lande. Glänzende Ideen flogen vom Nachbarland über den großen Fluß, und schäbige und schmutzige Krieger folgten ihnen bald darauf. Aber jene Ideen faßten Platz in den Köpfen Vieler, und die Krieger schlugen eine gute Klinge.

Im Doppelsinne des Wortes nämlich, indem sie tapfer kämpften, und auf der andern Seite aus dem Lande der Freiheit einen ausnehmend und erschreckend guten Appetit mit sich brachten, und ganze Landstriche heuschreckenartig aufzehrten.

In Folge dieser dreier Dinge, der Ideen, der Tapferkeit und des Hungers, geschah es nun, daß zu jener Zeit der Besitz unsicher wurde, und die Titel wenig werth waren, und es mag sein, daß eben deshalb der junge Stellenbach sein Vermögen nach Kräften zusammenzuhalten suchte, auf seinen

ererbten neuen Adel aber keinen allzu großen Werth legte.

Nachdem er indeß seine junge Frau, eine Bürgerliche, geheirathet hatte, fand er, ganz wider sein Erwarten, seine Ansicht mehrfach widerlegt.

Die junge Frau Catharina sagte, sie sei weder stolz noch hochmüthig, und eben so wenig eine Verschwenderin, bezüglich des Geldes aber, so müsse man dasselbe genießen, und hinsichtlich der Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, so müsse man fest stehen bleiben, wo man einmal hingestellt worden sei, oder wohin man sich selbst gestellt habe.

„Gieb mir, wo ich stehe," habe ein alter Rechenkünstler gesagt. Ein Eroberer habe hinzugefügt: „Nimm Dir, wo Du stehst!" Der größte Dichter Deutschlands habe den Satz aufgestellt: „Behaupte, wo Du stehst!"

Das sei auch ihre Meinung, im Falle nämlich man nicht höher zu steigen beabsichtige.

„Aber höre nur, wie sie Alle über Rang und Titel schelten," sagte Stellenbach zu ihr; sie erwiderte ihm aber lachend: „Eben darum. Das ist ein Grund mehr. Sie ärgern sich, und deshalb muß die Sache an und für sich nicht so ganz übel sein."

Stellenbach begann allmälig sich den Ansichten seiner Frau anzuschließen, oder wenigstens ihren Wünschen nachzugeben. Sein väterliches Haus wurde nach dem neusten Geschmacke eingerichtet, und da die Schäferwelt sich bereits wieder nach Arcadien zurückgezogen hatte: halb Revolutionszeit, halb erstes Kaiserreich, halb römisch, halb griechisch, zur einen Hälfte lächerlich, zur andern abgeschmackt, im Ganzen aber ungeheuer abscheulich.

Jene Mißgeburten des Geschmackes waren das Schwanenlied, welches der stylerfindende Genius sang, häßlich freilich über alle Begriffe, immer aber noch ein wenig originell, während die spätere Zeit, überhaupt charakterisirt durch ihre Bescheidenheit, sich begnügte zu copiren, wenn gleich nicht stets mit Glück, — oder die Style aller Zeiten und Nationen in einen Sack zu stecken, durch einander zu rütteln, und die dann einzeln herausgezogenen Fragmente artig an einander zu reihen.

Da die Einrichtung Stellenbach's aber modern und reich war, so fand man sie schön, und da Frau Catharina begann ein Haus zu machen, so fing man an, selbst wenn man u n t e r s i c h war, sie nicht für ganz unliebenswürdig zu halten, und

als ihr Sohn Ludwig bereits fünfzehn Jahre alt, und ihre Jugendfrische verschwunden, steigerte sich ihre Liebenswürdigkeit in den Augen der Damen von Tag zu Tag.

Jene Zeit war eine höchst sonderbare, und wir erinnern uns aus unseren Kinderjahren noch an Mancherlei aus ihrem Ende, was uns jenes Mal äußerst unbegreiflich schien, zu welchem uns aber spätere Erlebnisse den Schlüssel lieferten.

Man besuchte am Morgen die Kirche, in welcher ein Te Deum wegen eines wirklichen oder erdichteten Sieges „des Kaisers" abgehalten wurde, dann schalt man grimmig über den Tyrannen und den fremden Unterdrücker, und wenn zufällig des Mittags ein Franzose mit zu Tische war, war man, wenn er sich entfernt hatte, entzückt über dessen charmantes Wesen.

Wenn man aber des Abends das Theater besuchte, bemerkte man die charmanten Unterdrücker im Parterre, in den Logen und auf der Gallerie, eifrig beschäftigt, das weibliche Geschlecht stets mehr und mehr von ihrem charmanten Wesen zu überzeugen. Wir erinnern uns, daß die Männer böse Mienen und stark geballte Fäuste in der Tasche machten; was aber das weibliche Geschlecht

machte, erlaubte uns unsere eigene zarte Jugend nicht, mit hinreichender Sicherheit zu ergründen.

Dabei äfften alle Stände die französischen Manieren nach und radebrechten die Sprache der Fremden, und während auf der einen Seite Truppendurchzüge, Lieferungen, Einquartierung und Steuern die Kassen aller Art leerten, häuften sich auf der andern Bälle, Illumination, Concerte und Festlichkeiten jeder Art, friedlich Hand in Hand gehend mit Fallimenten und Schulden.

Ohne Zweifel war man philosophisch genug, um dem Teufel noch vorher ein Schnippchen zu schlagen, ehe man vollkommen in seine Gewalt gerieth.

Was Stellenbach betraf, so war das Letzte, nämlich die Schulden, bei ihm nicht der Fall. Sein Aufwand war nicht übertrieben, und Frau Catharina war, obgleich sie die Pracht liebte, dennoch keine Verschwenderin.

Beide begannen übrigens nach einiger Zeit gewisse Wünsche zu hegen, welche freilich verschiedener Natur waren, endlich aber merkwürdiger Weise sich einigten.

Frau von Stellenbach empfand fast stets ein gewisses Mißbehagen, wenn ihre Bekannten, welche sie des Winters über bei sich sah, im Sommer

auf das Land zogen, und sehnsüchtige Gedanken erwachten in ihr, wenn sie von dem patriarchalischen und romantischen Leben reden hörte, welches dort stattfand.

Heute saß die betreffende Gutsherrschaft unter der großen Linde, mitten im Dorfe, und sah dem Tanze der ländlichen Jugend zu. Silberhaarige Greise standen an der Seite des Edelmanns, und manches lehrreiche Wort hörte er da von den erfahrenen Alten, während die Edelfrau, an der Seite ehrwürdiger Land-Matronen sitzend, häusliche Erfahrung um- und austauschte.

Morgen war Jagd. Hühner und Hasen, Fasanen und Rehwild wurden reichlich erbeutet, auf's Schloß gebracht, und man speiste eigenes Wildpret, nicht durch die Köchin auf dem Markt erstandenes.

Am dritten Tage fischte man, und nachdem abermals die Tafel reichlich versorgt worden, sendete man mächtige Tonnen voll Fische nach der Stadt zum Verkauf.

Welch' Vergnügen bot am nächsten Tage die Schafschur! Wie freuten sich die unschuldigen, zarten Lämmlein, wenn die geschorene Mutter ihnen wieder geschenkt wurde, wie umsprangen sie die Theuere jubelblökend!

Am andern Tage aber verschwand die Idylle. Besuch langte an aus der Stadt, oder benachbarte Gutsbesitzer sprachen zu, und der städtische Salon wurde auf das Gut versetzt für einen Tag, zogen jene Freunde nicht vor, für länger zu bleiben und die ländlichen Vergnügungen zu theilen mit der Schloßherrschaft.

Dann, welch' köstliche, erfrischende Luft, welch' eine Aussicht vom modernen Schlosse aus über die weithin sich dehnende fruchtbare Ebene, von der die Lerche emporstieg zu den Wolken, oder vom alten Ahnen-Bergschlosse hinab auf den Wald, in dessen nächtlichem Dickicht die Nachtigall flötete, im Falle der Uhu es nicht vorzog, sein schauerliches Lied zu singen.

Frau Catharina's Herz schwoll, wenn sie von diesen Dingen reden hörte, oder wohl auch von denselben las, und ein Gefühl, welches an Neid grenzte, tauchte auf in ihr, wenn sie die Reisewagen an ihrem Fenster vorüberrollen sah, welche ihre Winter-Freundinnen allen diesen Glückseligkeiten zuführte.

Freilich hatten sie in der Stadt ein Haus, wie nicht sehr viele jener, aber wie klang das herrlich: Wir gehen morgen hinaus auf unser Gut, oder hinüber auf das Schloß, oder überhaupt nach

einem jener Orte, welche, so nobel, meist endigen auf: -heim, -bach, -feld oder -fels, -berg oder -thal!

Sie beschloß also, es klug anzufangen, und ihren Gemahl zu bewegen, ein Gut, oder wenigstens ein Schloß zu kaufen.

Das Geld war da. Auch Güter und Schlösser waren unschwer zu finden, nur zweifelte sie an seinem Willen.

Zu ihrer freudigen Ueberraschung aber fand sie, als sie leise anpochte an seinem Herzen, in demselben bereits ein Schloß, und das zwar kein Luftschloß; denn als sie, so außen herum, von den Annehmlichkeiten des Landlebens sprach, und von dem Ausruhen fern von der Stadt, von deren geräuschvollem Leben, sagte Herr von Stellenbach:

„Wenn Dir das Vergnügen macht, mein Engel, so wird es keinen Anstand haben. Ich habe selbst schon längere Zeit hindurch an etwas Aehnliches gedacht.“

Sie vergaß alles vorsichtige Vorwärtsgehen, und fiel ihm jubelnd um den Hals, wie das vor zwölf oder fünfzehn Jahren bei ihnen gebräuchlich gewesen.

Hierauf erfuhr sie, daß er sich bereits umgesehen habe, und daß er dies jetzt allen Ernstes

thun wolle, wobei ihr zugleich die Gewißheit wurde, daß sie in kürzester Zeit sich im Besitze eines Schlosses befinden würde. Und es war in der That so.

Indessen waren die Beweggründe, welche Stellenbach ebenfalls einen Grundbesitz auf dem Lande wünschen ließen, einigermaßen verschieden von denen seiner Frau.

Er hatte bisher Bälle und Concerte besucht, er fehlte selten des Abends in seiner Loge, und blieb er zu Hause, so sah er dort Leute bei sich, da seine Frau ein Haus machte, und, wenn man nicht tanzte, musicirte oder declamatorische Vorträge hielt, um den Theetisch saß und „schwatzte."

Stellenbach war aber jetzt auf dem Punkte angelangt, auf welchem ihm die Langeweile unerträglich zu werden drohte, die ihm alle diese Vergnügungen verursachten, und begann sich um so mehr nach einer Beschäftigung zu sehnen, als ihm auch die Liebhabereien seiner Bekannten wenig zusagten.

Bezüglich der bildenden Kunst gestand er offen, daß ihm aller Sinn für dieselbe mangele, und ein gleiches Geständniß legte er bezüglich der schönen Wissenschaften ab.

Die Jagd hielt er für eine Thorheit, da man

das Wild billiger kaufen, oder, habe man selbst eine Jagd, durch den Jäger erlegen lassen könne. Was den Stall und die Pferde betraf, so war er selbst zwar kein schlechter Reiter, aber er betrachtete das Pferd nur als ein Mittel, um rascher als zu Fuße sich von einem Orte an den andern begeben zu können.

Bezüglich der drei schlimmen W endlich, Wein, Würfel und Weiber, so scheute er den Katzenjammer, hatte stets Unglück im Spiele und liebte Frau Catharina auf das zärtlichste.

Da ihm also alle diese Dinge wenig oder gar nicht zusagten, so dachte er daran, sich ein Landgut zu kaufen, um zuerst den Vergnügungen der Stadt zu entfliehen, dann aber, um mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden, irgend ein Geschäft zu begründen, von welchem er freilich noch nicht im entferntesten wußte, welcher Art es sein solle, da die Geschicklichkeit, Fabriken zu errichten, zu jener Zeit noch nicht sich auf dem hohen Standpunkte befand, als gegenwärtig.

Die Wünsche der beiden Gatten also einigten sich vollkommen hinsichtlich des Erwerbs eines ländlichen Grundbesitzes, divergirten aber beträchtlich hinsichtlich des dort zu führenden Lebens und der Einrichtung, denn während er, wenn

auch vorläufig noch unklar, die Räume seiner zukünftigen Besitzung mit industriellen Gestalten bevölkerte, schwärmte Frau Catharina für Minnesänger, Verbrecher und Burgpfaffen, und nebenher für eine moderne und artige Gesellschaft aus der Stadt.

Es richtete sich indessen Alles so ziemlich ein, nachdem man das Schloß Wellenfeld wirklich erstanden hatte.

Es wurden wohnliche und gemüthliche Familienstuben geschaffen, eben so die ziemlich glänzend ausgerüstete Reihe von Prunk- und Empfangzimmern, mit der entsprechenden Menge von Wohnungen für Gäste. Die Bankethalle aber und das Burgverließ sammt der entsprechenden Staffage blieb Project, und eben so die wirklich vorhandene Schloßcapelle ohne den ausgestopften und auf Rollen laufenden Caplan.

Was die ziemliche Menge der übrigen, noch meist mit alterthümlicher Vertäfelung befindlichen Räumlichkeiten betraf, so ließ man dieselben vorläufig noch im alten Zustande, und benutzte dieselben zu untergeordneten häuslichen Zwecken, als Vorrathskammern und dergleichen mehr.

Waltete aber auf diese Weise Frau Catharina nicht als alterthümliche Burgfrau, und empfing

sie nicht die gewünschte große Anzahl von Gästen aus der Stadt, oder von benachbarten Edelsitzen, so hatte Stellenbach seinerseits bis jetzt auch noch nicht seine Idee ausgeführt, irgend ein industrielles Geschäft zu begründen, sondern beschränkte sich darauf, eine kleine Oekonomie zu betreiben, um den nöthigen Aerger und die hinlängliche Leibesbewegung zu haben, während er den größten Theil seiner Felder an Pächter gegeben hatte.

Im Uebrigen hatte Frau Catharina natürlich von jenen industriellen Gedanken längst Kenntniß erhalten. Aber sie schwebten stets nur in ziemlich weiter Entfernung als drohende Gespenster am Horizonte ihres häuslichen Glückes, und sie hatte es bis jetzt alljährlich zu bewirken gewußt, daß Stellenbach mehrere Monate des Winters mit ihr in der Stadt zubrachte.

Was die Vorlands betraf, so waren sie bald befreundet mit den neuen Nachbarn, und die Verhältnisse des alten Adels mit wenig, und die des neuen mit vielem Gelde traten nicht zwischen die Männer, welche beide verständig und wohlwollend waren.

Nachdem sie sich einige Zeit kennen gelernt hatten, bot Stellenbach unaufgefordert einmal Vorland eine bedeutende Summe als Darlehn an.

„Sie zahlen ziemlich schwere Zinsen," hatte er gesagt, „und ich weiß wirklich nicht, was ich mit einem Capital beginnen soll, welches mir demnächst eingeht. Ich gebe es Ihnen um billigen Zins, Sie stoßen damit einen Theil der auf Ihrem Gute haftenden Schulden ab, und haben dann entweder eine bessere Einnahme, oder rücken Ihrer Entlastung um einen guten Theil näher."

Vorland besann sich einige Augenblicke, dann reichte er ihm die Hand und sagte:

„Nein! Habe ich mich bisher mit meinem negativen großväterlichen Erbtheile herumgeschlagen, so will ich es auch für die Folge thun. Und dann, sehen Sie, es ist mir stets ein unangenehmes Gefühl, wenn mir Jemand in den Weg tritt, dem ich Geld schuldig bin, eher Liebe, Achtung, Ehrfurcht und alle anderen Dinge, nur kein Capital. Wollen Sie, daß es mir mit Ihnen eben so gehen würde?"

Da weiteres Zureden nichts fruchtete, sagte endlich Stellenbach:

„So versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie sich an mich wenden, im Falle Sie sich einmal in einer plötzlichen Verlegenheit befinden sollten."

„Auf mein Wort," erwiderte Vorland, „da komme ich!" Er kam indessen nicht.

Daß die Frauen bisweilen ein wenig häkelig gegen einander wurden, lag, so glauben wir wenigstens, in — nun in der Natur der Sache. Aber die Männer wußten zu sühnen und zu sichten, ein Beweis, daß beide verständig, da dieses Geschäft zu Zeiten mit Schwierigkeiten verknüpft ist.

Was endlich Ludwig betrifft, der, wie wir bereits erwähnten, in seinen Flegeljahren zuerst nach Wellenfeld kam, so machte er, nach der eigenthümlichen Weise seines Alters natürlich, Johanna die Cour in der ersten Stunde, in welcher sie sich trafen.

„Ich glaube wahrhaftig," hatte Frau von Stellenbach zu ihrem Manne gesagt, „der Louis hat sich in die kleine Landpomeranze verliebt," und Stellenbach hatte geantwortet:

„Ach mein Gott, sie sind ja Beide noch Kinder. Setze ja den Ludwig nichts in den Kopf!"

Der kleine Ludwig aber that dies selbst. Er kam aus des Hofmeisters Händen auf die Hochschule, und als er in den ersten Ferien nach Wellenfeld zurückkehrte, schlug Frau Catharina die Hände zusammen, halb aus Entzücken über das kräftige Aussehen des stattlichen Jünglings, halb aus Schrecken über sein burschikoses Wesen.

„Aber Ludwig, was hast Du für einen aben=

teuerlichen Anzug, welche tolle und unverständliche Ausdrücke führst Du im Munde, und was für Streiche erzählst Du da, die Du ausgeführt? Das paßt sich ja gar nicht für einen jungen Mann unseres Standes!"

Der junge Studiosus aber umarmte sie, und sagte dann lachend:

„Ach, Mama, da sind Grafen und Fürsten bei uns, die treiben's noch zehnmal ärger, und zudem war ich bis jetzt noch ein Fuchs, als Bursche kommt's noch besser!"

„Du bist kein Fuchs," versetzte die Mama mit Würde, „sondern ein Baron von Stellenbach."

Es verdroß sie ein wenig, daß man ihrem Sohn den Namen eines Thieres gegeben, - aber die „Grafen und Fürsten bei uns" erfüllten sie mit geheimem Vergnügen.

Freilich wußte sie vorläufig noch nicht, daß die Söhne von allerlei plebejischen Subjecten ebenfalls „bei uns" waren und nicht mehr und weniger Unfug verführten, als jene Herren.

Der Vater aber fragte:

„Hast Du Schulden? Sag's lieber gleich, damit wir klare Rechnung machen."

„Auf Ehre nicht," versetzte Ludwig, „im Gegentheil noch Flachs genug."

Er zeigte seinem Vater die gefüllte Börse, und setzte ernsthaft hinzu:

„Du hast mir einen so reichlichen Wechsel gegeben, daß es von mir commun gewesen wäre zu pumpen, ich hatte so viel wie die Reichsten.“

Stellenbach reichte ihm die Hand:

„Es soll Dir auch ferner an nichts fehlen, nur schone Deine Gesundheit!“

Er war eigentlich niemals das gewesen, was man „flott“ nennt, aber er sah durch dieses flotte Gebahren seines Sohnes eine gewisse Solidität durchschimmern, die ihn mit Freude erfüllte.

Als er von seinem Nachmittagsschläfchen erwachte, erfuhr er, daß er nach Vorlandsberg gegangen sei, und als er fragte, warum er nicht geritten sei, sagte Frau Catharina:

„Ohne Deine Erlaubniß wollte er Dein Pferd nicht nehmen, aber er wollte auch nicht länger warten, die Nachbarn zu begrüßen.“

Stellenbach nickte beistimmend, als sei ihm Beides recht, als aber Ludwig am Abend zurückkam, sprach er keine Silbe von den Vorlands, obgleich er keineswegs in gedrückter Stimmung zu sein schien, sondern aufgeräumt war und allerlei tolle Streiche zum Besten gab, welche seine

guten Freunde und er in der Universitätsstadt aufgeführt.

„Aber Du sagst ja gar nicht, wie Du die Vorlands getroffen hast," sagte endlich seine Mutter.

„Sie sind alle ganz wohl," versetzte der Student, welcher plötzlich einsilbig geworden.

„Und wie findest Du Johanna?" fuhr Frau von Stellenbach fort.

„Sie befindet sich ebenfalls wohl," sagte Ludwig, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, und dieses Gesundheitszeugniß, welches der junge Mann der Nachbarfamilie ausstellte, verschaffte seinen beiden Eltern die Gewißheit, daß er jetzt, als akademischer Bürger, noch eben so verliebt in das Fräulein von Vorland sei, als zu Hofmeisters Zeiten, während er seinerseits stark die Vermuthung hegte, daß seine würdigen Eltern der Wahrheit ziemlich auf der Spur seien.

Diese schweigenden Zugeständnisse, wenn man die Lage der Sache also bezeichnen darf, blieben sich noch während der ganzen Ferienzeit ziemlich gleich. Die Familien besuchten sich von Zeit zu Zeit, Ludwig war fast täglich in Vorlandsberg, aber von Johanna wurde kaum, oder nur höchstens in einigen unbedeutenden Worten gesprochen.

Es ging fast eben so in den folgenden Ferienzeiten. Einmal fragte Frau von Vorland ihren Sohn, ob er nicht einen seiner jungen Bekannten mit sich nach Wellenfeld nehmen wolle, oder ob er selbst nicht eine ähnliche Einladung auf irgend ein Schloß erhalten habe?

„Freilich," erwiderte er, „das ist geschehen, und es sind ganz treffliche Jungen, aber ich ziehe vor, die Ferien allein bei Euch zuzubringen. Es ist so gemüthlicher."

Er erzählte übrigens, daß er, während des Schuljahres, dennoch einige Tage bei einem Grafen N. N. zugebracht habe, um zu jagen.

„Sind Töchter im Hause?" fragte seine Mutter sichtlich gespannt.

„Meerkatzen," gab er lakonisch zur Antwort. —

Als endlich die Studienzeit vorüber war, erklärte er seinem Vater, daß er sterblich in Johanna verliebt sei, und bat ihn um seinen Segen.

„Hast Du bereits mit Herrn von Vorland gesprochen?" sagte dieser, und als Ludwig verneinte, stellte Herr von Stellenbach die gleiche Frage bezüglich Johanna's.

„Freilich," versetzte der junge Mann, „schon im ersten Jahre, als wir hierher zogen, und als

ich noch beim Hofmeister war. Mittlerweile aber nicht mehr. Das war abgemacht."

„Warum hast Du aber nicht schon längst mit mir oder Deiner Mutter über die Sache gesprochen?"

„Ach Gott," rief Ludwig, „was hätte ich denn mit Euch darüber reden sollen? Du, und ebenso die Mama, habt das schon lange gemerkt, dies hätte ja ein Blinder sehen müssen."

Es war in der That so, und die beiden Gatten hatten sich auch längst schon besprochen. Gewisse Bedenken gegen die Sache hatte wohl jedes von ihnen, aber die Gründe dafür überwogen.

Stellenbach hätte zum Beispiel nicht ungern eine reiche Schwiegertochter in sein Haus ziehen sehen. Sein Vermögen war nicht im Abnehmen, aber es mehrte sich auch nicht, und eine gewisse Passion für eine solche Vermehrung konnte er sich nicht absprechen.

Frau Catharina ihrerseits hatte ihren Louis, noch als er in der Wiege geschaukelt wurde, in Gedanken bereits mit einer der vornehmsten Töchter des Landes vermählt. Eine Gräfin, eine Fürstin vielleicht. Ob mit, oder ohne Geld, war ihr vollständig gleichgültig, und sie hätte die ärmste Schwiegertochter mit offenen Armen empfangen,

wenn nur aus erlauchtem Stamme entsprossen. Sie bedurften kein Geld, denn sie hatten solches im Ueberflusse, obgleich sie den Vermögensstand ihres Mannes keineswegs genau kannte. Ihr Louis aber, der schon in den Windeln das schönste Kind der Welt war, und mithin später der reizendste Junge werden mußte, hatte unbedingt die Wahl unter den edelsten Geschlechtern.

Da aber die Vorlands allerdings zu den ältesten Familien gehörten, so war wenigstens ein Theil ihrer Wünsche erfüllt. Dann erkannten sie Johanna wirklich als ein höchst liebenswürdiges Kind, und überdies hatte man bereits zu lange unthätig zugesehen, um jetzt zurückgehen zu können.

Aehnliche Gründe bewogen ihren Gemahl, und nach einigen Tagen machte sich Herr von Stellenbach auf, um in Vorlandsberg, nach guter alter Sitte, für seinen Sohn um Johanna anzuhalten.

Vorland sagte zu. Er hatte seit Jahren für und wider erwogen, dabei aber stets den jungen Stellenbach freundlich aufgenommen, und dem Umgange mit seiner Tochter kein Hinderniß in den Weg gelegt, es war also beinahe schon des-

halb jetzt kaum mehr möglich, den Antrag abzulehnen.

Alte Schrullen, ziemlich ähnlich denen der Frau Catharina, kamen ihm freilich hier und da ebenfalls in den Sinn. Aber die reichen Barone aus alten Geschlechtern, welche seine Johanna heimführen sollten, ließen sich bis jetzt nicht sehen, und es war auch wenig Aussicht vorhanden, sie für die Folge zu erblicken. Schon deshalb nicht, da er überhaupt keine Besuche erhielt, und eben so wenig selbst Reisen machen konnte, und man daher kaum Kenntniß von seinem Juwel hatte.

Er sagte also zu, und wenn wir ihn Eingangs dieser unserer, wie wir gestehen müssen, bis jetzt leider etwas langweiligen Erzählung in schlimmer Laune erblickten, so rührte dies davon her, weil ihm unnütze Reden zu Ohren gekommen waren, welche man über die geschlossene Verlobung geführt haben sollte, und welche man ihm, jedenfalls nicht gemindert, eifrig zugetragen hatte, da es allenthalben Leute giebt, welche dergleichen mit dem größten Vergnügen verbreiten.

Im Vertrauen können wir indessen gestehen, daß in der That Taubensieber allerlei schlimme Bemerkungen gemacht, da ihm Vorland sowohl

wie Sendelbach verhaßt waren, und er Ludwig eben so wenig leiden konnte. —

Als nun aber die Alten einig waren, schloß Ludwig seine Johanna jubelnd in die Arme.

„Nicht wahr," rief er, „jetzt trifft's ein, was ich Dir sagte, als Du zwölf und ich fünfzehn Jahre alt war, wir werden Mann und Frau! Sie haben droben und drüben bei uns freilich allerlei Anstände gehabt, ich weiß das wohl, es hätte ihnen aber doch nichts geholfen, wären sie auch noch umständlicher gewesen."

Johanna erwiderte mit altkluger Miene:

„Wenn wir einmal selbst — das heißt, wenn wir einmal selbst älter geworden sind, werden wir auch mehr Umstände machen, als jetzt."

„Ich mache gar keine Umstände," sagte der junge Mann, indem er sie abermals umarmen wollte, aber sie entschlüpfte ihm und entfloh in den Garten, und dort jagten sie sich, wie sie gethan im ersten Jahre, als sie sich kennen gelernt.

Aber sie floh auf den Platz, an welchem er ihr jenesmal die erste, und in der That höchst solide, weil mit einem Heirathsantrage beginnende, Liebeserklärung gemacht hatte.

„Hier mußt Du verständig sein," sagte sie fast ernst, „weißt Du noch?"

Er war so verständig, sie vor Allem zu umarmen und zu küssen, dann aber sagte er bewegt:

„Ja, ich weiß es noch, und ich werde es nie vergessen!" Und dann gingen sie schweigend und nicht mehr scherzend Arm in Arm durch den langen dunkeln Bogengang von Buchen.

Und doch waren sie glücklich, unendlich glücklich, die Glücklichsten, weil sie noch ein größeres Glück vor sich, auf ihrer Lebensbahn, zu sehen glaubten.

Wenn Ihr solche Stunden erlebt habt, so klagt nicht allzu bitter das Schicksal an, wenn später wildes Liebesweh Eure Herzen bricht.

Die schaumgeborene Aphrodite giebt nichts umsonst, und mit den bittersten Schmerzen müßt Ihr häufig die süßesten Stunden bezahlen, bisweilen selbst mit wucherischen Zinsen.

Es war ein kleines Haus, entlegen vom eigentlichen Gewühle und lärmenden Treiben der Stadt, hart an dem schützenden Walle derselben erbaut,

und auf einem erhöheten Standpunkte, so daß man von dort sowohl die Stadt selbst überblicken konnte, als auch eine freundliche Fernsicht hatte, hinaus in ihr Weichbild auf Gärten und Landhäuser, auf Felder und Fruchtbäume und auf einzelne Landstraßen.

In dieses Haus müssen wir den freundlichen Leser führen, und das zwar in eine Stube, von deren Fenster aus man einen Theil wenigstens der beiden so eben genannten Aussichten hatte.

Auf den ersten Blick war zu erkennen, daß dieses Gemach einen weiblichen Bewohner hatte, an dem zierlichen Faltenwurfe der bescheidenen Vorhänge, an den reingehaltenen Kattunüberzügen der einfachen Möbeln, an allerlei, offenbar von Frauenhand gefertigten Kistchen, Körbchen, Kissen und anderen Gegenständen, welche keinen Namen haben, und deren vorzüglichster Zweck der ist, daß man sie mühsam herstellt, um sie hierauf nicht zu benutzen. Ferner, wenigstens ist uns dieses Kennzeichen häufig vorgekommen, an dem Bilde einer Mannsperson, welches den Ehrenplatz über einer blank gebohnten Commode hatte und mit einem Kranze geziert war.

Es hätte also des Nähtisches am Fenster, mit dem Canarienvogel im Bauer oberhalb desselben,

gar nicht bedurft, um uns sogleich ein Frauengemach erkennen zu lassen.

Die Bewohnerin desselben trat jetzt durch eine Seitenthür ein, ein blasses Mädchen in den zwanziger Jahren, eher über, als unter der Hälfte derselben, mit grauen Augen, welche man gewöhnlich blau zu nennen pflegt, mit flachsfarbenen Haaren, die man in schwärmerischen Stunden als blond besingt, mit einem etwas allzu großen Munde, von welchem vielleicht nur die blendend weißen Zähne zu loben waren, mit einer großen, gebogenen, römisch genannten Nase, und überhaupt mit Zügen, welche ein Unbefangener ohne Zweifel für häßlich gehalten, vielleicht aber, in günstigen Augenblicken, auch Herzensgüte auf denselben gelesen hätte.

Dabei war dieses weibliche Wesen fast unter Mittelgröße, hager, und hatte eine etwas gebückte Haltung.

Wir fügen bei, daß sie Regine hieß, und sind überzeugt, daß alle die bei ihr angegebenen Eigenschaften sich bei keiner unserer Leserinnen vereint finden, wenn gleich vielleicht einzelne derselben gerade einer oder der andern zur besondern Zierde gereichen.

Regine nahm an ihrem Nähtische Platz und

blickte, während sie arbeitete, häufig durch das Fenster über die Stadt, und auf die zu ihrer Wohnung führende Straße.

Es war mehrere Wochen später, nachdem wir unsere glücklichen Liebesleute in Vorlandsberg verlassen haben, und einzelne Vorzeichen verkündeten bereits den Herbst. Jetzt, wo so eben die Sonne im Begriff war, hinter dem Rande des fernen Gebirges zu verschwinden, war der Himmel blutroth gefärbt, und nur einzelne Wolken mit glänzenden vergoldeten Rändern zogen, fabelhaften Thiergestalten ähnlich, und wechselnd in Form und Färbung, langsam durch denselben dahin.

Ueber der Stadt selbst lag ein grauer, in einiger Entfernung schwach röthlich gefärbter Dunst, ob eine Rauchhülle, erzeugt von den zahlreichen Kaminen, ob vielleicht eine schwache Nebelschicht, war schwer zu entscheiden.

Jetzt waren die letzten schwachen Grüße der Sonne aus dem Zimmer der Näherin verschwunden, und drunten in der tiefer liegenden Stadt begannen die ersten Anzeichen der anbrechenden Dunkelheit bemerkbar zu werden. Licht glänzte, bereits hinter den Fenstern einiger größere wahrscheinlich von Wohlhabenden bewohnter

Häuser, und vor einigen öffentlichen Gebäuden warfen Oellaternen einen röthlich strahlenden Schein.

„Ob er kommt?" sagte Regine, ein unwillkürliches Seufzen unterdrückend, „oh mein Gott! Ich sollte wünschen, daß er nimmer wiederkäme, seinethalben! seinethalben! Und doch habe ich keinen andern Wunsch, als eben sein Kommen."

Sie hielt plötzlich lauschend inne, und jetzt rötheten sich ihre bleichen Wangen. Sie hatte seinen Schritt erkannt unten auf der Straße, bog sich nun hastig einen Augenblick über die Fensterbrüstung, flog dann rasch vor den Spiegel, flüchtig ihr Haar ordnend, und eilte hierauf die Treppe hinab, ihm entgegen.

Lächelt Ihr über den Blick in den Spiegel, obgleich sie wohl wußte, daß sie unschön? Scheltet Ihr über ihr freudiges Erröthen? Bedenkt, daß sie ein Weib war, welches sich geliebt wußte.

Sie kehrte zurück am Arme eines großen und kräftig gebauten Mannes, welcher am Ende der dreißiger Jahre, oder am Anfange der vierziger stehen mochte, mit schwarzem Haar und Backenbart, mit dunkeln Augen, und mit dem unverkennbaren Ausdruck der Entschlossenheit und der Intelligenz auf seinen ziemlich stark markirten

Gesichtszügen. Daß das Bildniß über der Commode das seinige war, versteht sich von selbst.

Aber ihre Wangen waren stark geröthet, und nachdem sie ihm Hut und Stock abgenommen, und ihn zu einem Stuhle geführt hatte, begann sie heftig zu husten.

Er hatte sich bisher fast willenlos von ihr leiten lassen, aber jetzt sah er mißbilligend nach ihr hin.

„Kind, Kind!" sagte er, „wie viele tausendmal habe ich Dir nicht schon das hastige Treppe ab Laufen verboten? Du regst Dich da jedesmal nutzlos auf, und verdirbst in ein paar Secunden mehr, als ich vielleicht in ebenso viel Wochen nicht wieder gut machen kann!"

„Es ist nichts," versetzte sie, sich gewaltsam bezwingend, „es ist ganz zufällig, und ich habe den ganzen Tag nicht gehustet. Schilt nicht, ich kann doch nicht hier oben sitzen bleiben, wenn ich Dich kommen höre!"

Der Anfall schien wirklich vorüber, und sie setzte jetzt hinzu:

„Jetzt bleibe aber Du schön sitzen, ich komme gleich wieder."

Sie ging und kehrte wirklich rasch wieder,

zierlich geordnete kalte Küche vor ihn auf ein Tischchen setzend, und Wein.

„Du willst es nicht besser haben,“ sagte sie zärtlich schmollend, „ich könnte Dir täglich etwas Warmes kochen, und das wäre Dir besser, als die ewigen kalten Dinge, da Du doch den ganzen Nachmittag bei Deinen Kranken umhergelaufen bist.“

Dann legte sie ihm vor, wie einem Kinde, und er aß folgsam Alles nach ihrer Wahl, wacker aufräumend, während sie nur wenige Bissen genoß.

„Du ißt ja kaum,“ sagte er, indem er sie prüfend betrachtete.

„Der Herr Doctor sind so lange ausgeblieben, da habe ich vorher genascht,“ erwiderte sie.

Als hierauf das Mahl beendet, zog er sie an sich, sie bescheiden liebkosend, mit ihren Locken spielend und tändelnd, und sie gab ihm seine Liebeszeichen mit Zinsen zurück.

„Heinrich, Heinrich,“ sagte sie endlich, „wie ich Dich liebe! und doch bin ich an Deinem Unglücke schuld. Aber ich kann ja nicht anders —“ sie barg ihr Haupt an seiner Brust.

„Früher,“ sagte der Doctor, „hat mich das gekränkt, dann hat es mich geärgert, jetzt halte ich's

für eine Tollheit, und es läßt mich vollkommen kalt."

„Sie werden Alles erfahren, und Du wirst nie eine Frau bekommen," rief sie schluchzend.

„Doch," versetzte er: „ich werde eine kleine, ganz charmante, flachshaarige Närrin bekommen, die zwar jetzt sich und Andere mit allerlei Einbildungen quält, die ich aber schon auf andere Wege bringen will."

Sie schüttelte den Kopf, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen und begann von Tagesneuigkeiten aus der Stadt zu sprechen, und als er endlich gehen wollte, hing sie sich an ihn und rief:

„Ach, bleibe noch ein wenig!"

„Ich kann nicht, Herzchen! ich muß wahrhaftig gehen. Es kann sein, daß man mich rufen läßt, auf alle Fälle aber muß ich noch arbeiten."

„Du verdirbst Dir die Augen mit dem vielen Lesen," rief sie. „Nur noch fünf Minuten!"

Wer ist nicht, einmal wenigstens, das heißt zu einer Zeit, in seinem Leben also gehalten worden? „Nur noch fünf Minuten!"

Er blieb auch wirklich noch fünf, noch zehn, noch zwanzig Minuten, dann ging er aber, mit dem Versprechen, morgen, des Abends jedenfalls,

könne es sein, oder vielleicht schon im Laufe des Vormittags wiederzukehren.

Als er auf die Straße gekommen war, sah er, daß sie ihm nachblickte, und schwenkte sein Taschentuch; nachdem er aber um die Ecke gebogen hatte, seufzte er tief auf und murmelte:

„Was hilft's, wenn ich mich selbst zu täuschen suche! Es wird nicht besser mit ihr! Schlimmer vielleicht! Kann es überhaupt besser werden!"

Er fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen und schritt rasch seiner Wohnung zu, wo er mit Eifer zu arbeiten begann, um sich die schlimmen Gedanken zu vertreiben.

Es war eine tolle Geschichte mit dem Doctor Brunner und der Jungfrau Regine Limer, eine Geschichte, welche Einigen ohne Zweifel höchst langweilig, jedenfalls aber unglaublich, Anderen wieder ganz natürlich erscheinen wird, wie eben Einer das Zeug dazu hat, oder Aehnliches wohl selbst erlebte.

Der Doctor war eines Tages zu einer Näherin gerufen worden, welche ein unbedeutendes Unwohlsein hatte; als sich aber dasselbe gehoben und seine Besuche eigentlich überflüssig geworden, fand er, daß ihm zu der bisher eingehaltenen Besuchszeit etwas fehle, und er kam, unter dem Vorwande,

nachzusehen, ob auch gründliche Heilung eingetreten, noch einigemal wieder.

Er wurde freundlich aufgenommen, und kam gar nicht dazu, seine fortgesetzten Besuche zu entschuldigen, denn Regine bat ihn selbst, ja doch am folgenden Tage wiederzukommen, und nach einiger Zeit entschuldigte er sich, war er einmal nicht gekommen.

In dieser Periode war er bereits vollständig in die arme Näherin verliebt, und obgleich ihm dergleichen schon früher nicht selten begegnet war, so konnte er sich doch anfänglich durchaus keine Rechenschaft geben, wie das im gegenwärtigen Falle gekommen.

Sie war arm, sie war ihm anfänglich, im besten Falle, unbedeutend vorgekommen, keineswegs aber nur halbwege hübsch. Ihre kleine Stube bot nichts weniger als jenen gewissen romantischen Anstrich, oder die gemüthliche Pracht eines Boudoirs, welche, wie man uns erzählt hat, bisweilen Wunder thun soll.

Es war im Gegentheil eine kleine, nicht allzu helle Stube zu ebener Erde, freilich reinlich gehalten, aber mit einfach weiß getünchten Wänden und mit fast mehr als einfachem Geräthe, welches keinen anderen Schmuck als den obligaten Canarienvogel

aufzuweisen hatte, welcher zu jener Zeit unvermeidlich war bei allen Näherinnen, die nicht ständig bei „einer Madame" arbeiten, der aber heutzutage, wie man uns aus glaubwürdiger Quelle berichtet hat, verdrängt wird durch kleine, nicht besonders reinlich gehaltene, kläffende Köter, welche man durchschnittlich: Azor, Minor oder Zampa nennt.

Brunner, ein Mann der Wissenschaft, suchte natürlich auf psychologischem Wege den Ursprung dieser Erscheinung zu ergründen, und nach mehrfachen fruchtlosen Bemühungen kam er zu dem Resultate, daß der vorliegende Fall seine Begründung darin habe, weil er bemerkt, daß die arme Näherin sich zuerst sterblich in ihn verliebt hatte, und nicht allein sterblich, sondern auch anspruchslos, bescheiden, demüthig fast.

Freilich reicht dies aus, auch sonst ziemlich verständige, ja selbst rechnende Menschen in eine gelinde wahnsinnige Stimmung zu versetzen, welche, je nachdem, längere oder kürzere Zeit währt.

Bei Brunner aber schien diese Stimmung nicht enden zu wollen, und als seine arme Regine diese Erfahrung machte, grämte sie sich, nicht weil er sie, sondern weil sie ihn liebte.

Das arme, unschöne Kind hatte bei ihrem Lieb-

linge eine leichte, vorübergehende Neigung vermuthet, und sie gab sich ihren Gefühlen ohne Bedenken hin, da es sie glücklich machte, sich ein wenig geliebt zu sehen von dem, den sie anbetete.

Da aber die Frauen aller Stände, aller Bildungsgrade und jeden Alters, wenn sie wollen, die Herzen mit Sicherheit errathen können, so erschrak sie, als sie die Stärke von Brunner's Neigung bemerkte. Sie beschloß sich zu opfern und ihm seine Freiheit wieder zu verschaffen, indem sie ihm alle ihre schlimmen Eigenschaften gestehen und seine Aufmerksamkeit auf ihre Fehler lenken würde.

„Ich habe keine Erziehung," sagte sie, und er erwiderte ihr:

„Wer also spricht, kann alles Versäumte leicht einholen."

„Ich bin eine unverbesserliche Plaudertasche," fuhr sie fort.

„Und doch höre ich Dich so gern schwatzen!"

„Ach, Du weißt nicht, wie putzsüchtig ich bin!"

Er lächelte:

„Ich habe es wirklich noch nicht bemerkt, aber ich werde Sorge tragen, daß Du es ein wenig werden wirst."

„Ich bin arm! Ich bin häßlich!"

„Ich aber habe zu leben, und finde Dich hübsch," versetzte er.

Man hört tausend Frauen sagen: „ich bin, oder ich war arm!" Das ist nichts.

Bisweilen sagt auch eine schnippisch:

„Ich weiß es wohl, daß ich nicht schön bin." Auch das will wenig bedeuten, denn sie glaubt es nicht.

Aber: „Ich bin häßlich!" Das ist in der That schon etwas, wenn man weiß, welche Gedanken und Begriffe mit dem fatalen Worte verknüpft sind. Und dem Geliebten gegenüber!

Aber die arme, häßliche Näherin that noch mehr:

Sie sah ihn, trotzdem daß sie tief erröthete, dennoch fest an, und sagte:

„Du bist nicht meine erste Liebe." Dann freilich wendete sie sich ab, und verbarg weinend das Antlitz in ihre Hände, und diese Thränen ergänzten ihr Geständniß.

Er zog sie schmeichelnd an sich:

„Mein Kind! soll ich Dir ähnliche Dinge gestehen? Schlimmere ohne Zweifel? Nein! aber ich will Dir sagen, daß ich jetzt nur Dich liebe, und daß ich nie ein Weib geliebt habe so wie Dich."

Er war also ein Löwe. Ein Mann, der viel geliebt und dem alle Herzen zugeflogen waren.

Sie hatte, seit sie ihn kannte, Aehnliches auch schon sagen hören.

Unter hundert Fällen aber wird eine Frau einem solchen Manne neunundneunzigmal den Vorzug geben vor einem sanften, demüthigen, jeden Augenblick erröthenden und zur Erde blickenden Subjecte. Vielleicht weil sie auf der einen Seite instinctartig die Heuchelei fürchtet, vielleicht weil sie überzeugt ist, daß es ihr gelingen wird, den Löwen in ein gefügiges Lamm zu verwandeln, welches vermittelst einer Rosenkette zu lenken sein wird, vielleicht endlich auch noch aus anderen, uns vollständig unbekannten Gründen, denn:

„See, wer gründet Deine Tiefen,
Wer erforscht ein Frauenherz!"

Regine gab sich also jetzt gefangen; sie erschrak nicht mehr, wenn sie die Stärke seiner Leidenschaft bemerkte, und grämte sich nicht mehr über dieselbe, sondern war überglücklich — bis schlimme Umstände eintraten, welche ihm Schrecken und Gram verursachten und sie unglücklich machten, weniger ihret- als seinethalben.

Brunner hatte die Vorboten eines Brustleidens bei ihr entdeckt, welches nur zu bald sich wirklich einstellte und dem erfahrenen Arzte kaum erlaubte, sich selbst zu täuschen.

Auch sie selbst täuschte sich nicht, trotz aller Mühe, welche er anwendete, ihr das Gefährliche ihrer Lage zu bergen. Sie hatte Freundinnen gehabt, die sie gepflegt, und welche dieser Geißel fast aller Länder der Erde in kürzerer oder längerer Zeit dennoch erlagen, und deshalb erkannte sie ihren Zustand und a h n e t e ihr Loos.

Und jetzt suchten sich gegenseitig Beide zu täuschen, sie ihn, indem sie sich stärker stellte, als sie es in der That war, und er sie, indem er ihr von Besserung sprach, während eher das Gegentheil stattfand.

Dringend und oft hatte er sie aufgefordert, ihm zum Altare zu folgen. Schon früher. Dort hatte sie ihm erwidert, daß sie ihn nicht unglücklich machen, und ihn nicht heirathen wolle, weil sie ihn liebe. Jetzt sagte sie einfach:

„Es geht besser mit mir, das fühle ich, aber ich bin noch immer nicht ganz geheilt. Ist das der Fall, dann in Gottes Namen. Vielleicht bis zum Frühling!"

Da er aber nur allzu gut wußte, welche Art von Heilung eben bei ihrem Leiden in jener Liebes- und Hoffnungs-Jahreszeit eintritt, so verbarg er nur mit Mühe sein schmerzliches Seufzen,

während sie lächelte, obgleich sie jenes Frühlings Bedeuten wohl auch kannte.

In jener freundlichen und sonnigen Wohnung, welche er ihr gemiethet, besuchte er sie nun täglich, tröstend und helfend nach Kräften, liebend mit vollem Herzen.

Dieses war der Stand der Angelegenheiten, als wir die Bekanntschaft des Herrn Doctor Brunner und der Jungfrau Regine Limer machten. —

Der Präsident von Fortenberg, ein entfernter Anverwandter der uns bereits bekannten „Tante" Fortenberg, saß des Morgens mit seiner Gemahlin beim Frühstücke.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, August," sagte die Präsidentin, indem sie nachsah, ob bereits Zucker in der Tasse ihres Mannes, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie wir es mit dem Doctor, dem Brunner, ferner halten sollen. Er ist geschickt und Jahre lang unser Hausarzt, ich vermeide auch sorgfältig jeden Eclat, aber können wir ihm bei einem solchen sittenlosen Benehmen noch ferner Zutritt gestatten?

„Was hat es denn gegeben?" versetzte der Präsident, sichtlich ennuyirt?"

„Ach Gott," rief die Präsidentin, „Du thust,

als ob Du das nicht wüßtest, was doch die ganze Welt weiß. Der unsittliche Mensch hält sich eine Maitresse, ein verworfenes, liederliches Geschöpf, welches er täglich besucht, und das frech genug ist, seine Frau werden zu wollen."

„Heirathen wollen sie alle," sagte der Präsident nachlässig, „welches Mädchen sucht nicht nach einem Manne!"

„Du nennst eine solche Creatur ein Mädchen," rief die Präsidentin heftig werdend, „ein Mädchen, das Symbol jungfräulicher Heiligkeit und Reinheit, eine solche Dirne? Diese Weibsperson mit ihren frechen, schwarzen Augen, mit ihren schwarzen Haaren, ihren widerwärtig rothen, ewig lachenden Wangen, und dem üppigen und unverschämten Wuchse, nennst Du ein Mädchen?"

„Liebes Kind," sagte der Präsident äußerst ruhig, „ereifere Dich nur nicht nutzlos! Du bist im Begriff, über mich herzufallen, während ich so unschuldig bin wie ein neugeborenes Kind. Ich kenne diese unglückliche Person ja gar nicht. Aber wo bist denn Du mit ihr zusammengetroffen?"

Die Präsidentin war eine kleine, blonde, magere Person, aber sie richtete sich jetzt hoch auf, und sprach langsam und mit edelster Würde:

„August! Ich muß Dich bitten, Deiner Frau gegenüber Deine Ausdrücke ein wenig zu mäßigen. Zusammengetroffen! ich mit dieser —" sie sagte nichts weiter.

„Aber Du hast sie ja ganz genau beschrieben?"

„Ach was," erwiderte sie, „diese Art von Weibspersonen sehen alle so aus!"

„So, so," sagte der Präsident. Er hatte offenbar bereits andere Erfahrungen gemacht, aber er äußerte seine Meinung über diesen Gegenstand nicht weiter. Da aber seine Gemahlin, eigenthümlicher Weise, jetzt auch schwieg, sagte er endlich:

„Was den Doctor betrifft, so behalten wir ihn vorläufig."

„Du bist der Herr im Hause, und hast zu bestimmen."

Die Einigkeit war also, vor der Hand wenigstens, im Hause des Präsidenten wieder hergestellt, und zugleich waren beide Gatten auf ein und denselben Gedanken gekommen, und hatten ein und denselben Entschluß gefaßt.

Der Präsident, welcher von früheren Zeiten her den guten Geschmack des Doctors kannte, beschloß, unter der Hand die Bekanntschaft des Geschöpfs zu machen, und die Präsidentin ihrerseits nahm sich vor, keine Mühe zu scheuen, das-

selbe irgendwie zu Gesicht zu bekommen, oder wenigstens eine detaillirte Beschreibung desselben zu erhalten, durch Hülfe einer Näherin, einer Schneiderin, einer Putzmacherin, einer Wäscherin oder einer Kammerjungfer, kurz durch ein Wesen, welches bei den Damen die Stelle des klatschenden Barbiers vertritt. —

Und dieses war das Urtheil, welches ein großer Theil des Publikums über den Stand der Angelegenheiten zwischen dem Doctor Brunner und der Jungfrau Regine Limer fällte.

Viertes Kapitel.

Vor den Thoren derselben Stadt, in welcher wir im vorigen Kapitel die Bekanntschaft des Doctor Brunner und des Präsidenten, nebst ihren regelmäßigen und unregelmäßigen Hälften gemacht haben, lag ein Gasthof, welcher zu jener Zeit als einer zweiten Ranges bezeichnet wurde, welchen man aber heutzutage, ohne viele Umstände, eine Kneipe nennen würde.

Im Uebrigen hatte dieser Gasthof, oder diese Herberge eine treffliche Lage, sowohl im Sinne des Romantikers, als auch des Reisenden, denn er lag, umgeben von Gärten, am Fuße eines kleinen Hügels; etwa fünfzig Schritte von demselben befand sich eine in den Zeiten des Mittelalters erbaute Capelle, umstanden und beschattet von mächtigen Linden und einigen schlanken, dun=

kelgrünen Fichten, und sowohl von dort, als vom Gasthofe selbst aus hatte man eine treffliche Fernsicht über Nutz- und Ziergärten, über niedliche Land- und Gartenhäuser, und endlich nach der Stadt selbst, aus deren Häusermeere, riesigen Masten ähnlich, sich schlanke gothische Kirchthürme erhoben, oder einzelne glänzende Kuppeldächer.

Was die Reisenden betraf, so war für ihre Bequemlichkeit ganz gut gesorgt, und desgleichen für eine anständige Atzung.

Freilich war im Riesen, denn so wurde der Gasthof benannt, die Treppe nicht mit Teppichen belegt, man trat nicht in Stuben, die glänzten und funkelten und bisweilen eine Musterkarte von moderner Geschmacklosigkeit sind; man speiste des Mittags keine magere Suppe à la brecy, à la Julienne, à l'orge, aux choux, à la reine, en torture, aux riz purées de pois, man bekam kein Rindfleisch in zum Erschrecken dünne Scheibchen geschnitten, und man verstand die Kunst dort nicht, ein junges Huhn in zwölf bis fünfzehn Theile zu zerlegen, welche reizend aussehen, bei der praktischen Untersuchung mit Messer und Gabel aber sich zwar als ein Meisterstück der höheren Tranchirkunst ausweisen, vom Standpunkte des Speisenden aber als kleine Knochenfragmente

betrachtet werden müssen, welche mit ein wenig Haut überzogen sind.

Aber die Stuben im Riesen waren dafür hell, sonnig und freundlich, die altväterischen Möbeln derb, aber bequem, die Suppe blickte den Gast liebäugelnd mit tausend Augen an, und das Rindfleisch nahm würdig die Stellung ein, welche demselben die menschliche Intelligenz gegeben hat, die Stellung als breite Grundlage einer rechtschaffenen Hausmannskost.

Was endlich das Geflügel betraf, so gab man dort die Tauben ganz, ein Huhn zur Hälfte, und die Enten und Gänse zerlegte man einfach in vier Theile, und es stammt der gegenwärtig zum Symbol gewordene Ausdruck „Gansviertel," mit welchem man in unseren Tagen ein Achtel oder ein Zehntheil dieses Vogels im gebratenen Zustande bezeichnet, noch aus jener Zeit.

In der geräumigen, zu ebener Erde gelegenen, allgemeinen Gaststube saß Herr Lorenz Tellerfink, der Besitzer dieses soliden Gasthofes, und blickte mit nachdenklichen Mienen durch die blanken, achteckigen Scheiben hinaus auf dic Landstraße, welche an seinem Hause vorüberführte.

Es war aber nur die Gewohnheit, welche ihn diese Richtung einhalten ließ, und offenbar spähte

er heute nicht nach heranziehenden Gästen, wie er das sonst in müßigen Augenblicken zu thun pflegte, sondern sein Geist war mit anderen Dingen beschäftigt.

Vor etwa vier Wochen war eines Abends eine Kutsche am Riesen vorgefahren, aus derselben war ein Mann, der vierzig und etliche Jahre alt sein mochte, ausgestiegen, und hatte die Frau Veronika Tellerfink, welche unter die Thür getreten war, einfach gefragt:

„Gasthof zum Riesen?"

Und als die Frau Veronika mit vielen Knicksen bejahte, hatte er sein ziemlich zahlreiches Gepäck vom Wagen in die Gaststube bringen lassen, und ein Zimmer verlangt, in welches er sich auch sogleich begab.

Vom Kutscher, der den Fremden gebracht hatte, war nicht viel zu erfahren. Der Mann war von demselben in einer, etwa zehn Wegestunden entfernt liegenden Stadt gedungen worden. Das Gepäck des Reisenden war zwar vielfach und schwer in's Gewicht fallend, aber er hatte ihn reichlich und ohne zu handeln bezahlt, und auch noch ein gutes Trinkgeld beigefügt. Das war Alles, was Herr Tellerfink über seinen neuen Gast erfahren konnte. Der Kutscher fuhr am

frühen Morgen des nächsten Tages wieder heim, und einige Stunden später erschien der Fremde, um Allerlei mit seinem Wirthe zu verhandeln.

Er wolle, sagte er, längere Zeit in seinem Hause bleiben, und wünsche vor Allem mehrere Zimmer, welche fest verschließbar und sicher seien, indem er verschiedene Gegenstände mit sich führe, deren Verlust ihm schmerzlich sein würde.

Tellerfink erwiderte, daß Millionen in seinem Hause auf das zuverlässigste aufgehoben wären, worauf der Fremde zustimmend nickte und sagte, daß ihm dies von früheren Zeiten her bekannt sei, und daß er deshalb seinen Gasthof gewählt habe, „aber," fügte er hinzu, „es ist weniger der Verlust, den ich fürchte, als das Kramen und Stöbern in meinen Sachen, wenn ich einmal zufällig abwesend sein sollte."

Hierauf wurden dem neuen Gaste mehrere Stuben, über eine Stiege hoch, eingeräumt, und derselbe bestimmte noch, daß er einfach, aber gut, und stets auf seiner Stube speisen, und vor Allem zu keiner Stunde des Tages und der Nacht in seinen Studien gestört sein wolle.

Als hierauf Tellerfink, der hohen Polizei halber, noch um Namen und Stand seines Gastes fragte, erwiderte dieser einfach:

„Tzarogy."

„Charakter?" fragte Tellerfink händereibend, worauf der Fremde versetzte:

„Graf! Ich werde mich übrigens nächster Tage in der Stadt selbst ausweisen."

Der Graf begann jetzt sich in seiner neuen Wohnung einzurichten, ohne indessen irgend Jemanden zu Hülfe zu nehmen. Man hörte ihn von unten hämmern und klopfen, seine schweren Koffer hin und wider rücken, dem Stubengeräth eine veränderte Stellung geben, und andern Lärmen mehr vollführen.

Als des Mittags Tellerfink hinaufkam, um eigenhändig den Tisch zu decken, fand er indessen, zu seiner Verwunderung, daß von den mitgebrachten Dingen des Grafen nicht das Mindeste zu sehen war.

Hingegen hatte derselbe das in der ersten Stube befindliche Bett in eine der anderen geschafft, und diese zu einer Art von Empfangzimmer umgeschaffen. Die in die anderen Stuben führende Thür war verschlossen.

Als später Tellerfink wieder eintrat, um die Reste der Mahlzeit abzunehmen, fand er zu seinem Mißbehagen, daß Tzarogy äußerst wenig gespeist hatte.

„Hat meine geringe Küche nicht den Beifall — —" aber der Graf ließ ihn nicht ausreden.

„Ausgezeichnet, mein lieber Wirth," rief er lebhaft, „ausgezeichnet! Hausmannskost, aber gerade so, wie ich sie liebe, fein und doch kräftig. Ich erinnere mich nicht, seit fünfzig Jahren so delicat gespeist zu haben. Aber ich esse niemals mehr."

Tellerfink war zufrieden gestellt. „Ist mir gleichgültig, sagte er für sich, „au contraire .im Gegentheil sogar angenehm, bezahlen muß er doch Alles. Er ist auch höflich, aber er übertreibt. Seit fünfzig Jahren hat er nicht so delicat gegegessen. Der ganze Graf ist kaum vierzig alt! Dergleichen Leute haben aber solche Redensarten an sich."

Als am nächsten Mittage, denn der Graf nahm des Abends nichts zu sich, Tellerfink die Flasche Wein, von welcher derselbe nur ein Weniges genossen hatte, wieder auf den Tisch setzen wollte, schob sie Tzarogy freundlich lächelnd zurück:

„Bitte, nein," sagte er, „keinen Rest! Täglich eine frische Flasche auf den Tisch und auf die Rechnung. Gießen Sie den übriggebliebenen weg, oder machen Sie damit, was Sie wollen!"

„Auch nicht übel," dachte Tellerfink. Er verwendete auch richtig das Uebriggebliebene ganz nach seinem Belieben.

Im Uebrigen war auf seiner Stube mit dem Grafen nur wenig zu sprechen. Er schwieg, wie man zu sagen pflegt, Tellerfink stets hinaus, wenn derselbe irgend ein längeres Gespräch anzuknüpfen suchte, und die Bemühungen der Frau Veronika, in die inneren Gemächer einzudringen, um „aufzuräumen," waren eben so vergeblich. Es schien also, als bette der Graf sein Lager selbst auf, wenn er überhaupt schlief, denn man hörte ihn häufig, zu allen Stunden der Nacht, oben handiren.

Kam aber der Graf in die unteren Räume, was bisweilen geschah, so war er liebenswürdig und gesprächig, unterhielt sich mit dem Wirthe und den Gästen auf die freundlichste Art, und ließ, wenn er zu erzählen begann, die Stunden zu Minuten werden. Er hatte weite Reisen gemacht, Reisen in Länder, welche die Zuhörer oft kaum den Namen nach kannten, aber es blieb kaum ein Zweifel übrig, daß er wirklich alle diese Landstriche besucht, denn nicht selten zeigte er Gegenstände vor, welche er von dort mitgebracht, und war zufällig einmal von einer Gegend die

Rede, welche der eine oder der andere der Anwesenden ebenfalls besucht hatte, war diese gleich auch nicht so weit entfernt, als die übrigen vom Grafen bereisten, so trafen alle seine Schilderungen auf's Haar zu.

Bisweilen liefen freilich Ungeheuerlichkeiten mit unter, ganz besondere Absonderlichkeiten, von denen es schwer fiel, sich Rechenschaft zu geben. So war zum Beispiel eines Tages der Graf aus der Stadt zurückgekommen, welche er wöchentlich einigemal besuchte, und stand, ehe er nach seiner Stube ging, ein Weilchen plaudernd mit Tellerfink unter der Thür des Hauses.

„Ich bin jetzt doppelt froh, in Petersburg zufällig erfahren zu haben, daß Ihr Gasthof noch besteht, lieber Herr Tellerfink," sagte der Graf. „Ganz abgesehen davon, daß man bei Ihnen trefflich aufgehoben ist, macht es auf mich einen wohlthätigen Eindruck, noch Alles hier so zu finden, wie vor Zeiten."

Freilich lag Petersburg zu jener Zeit noch zehnmal weiter von uns als heute, da man aber gern glaubt, was man gern hört, so setzte Tellerfink keinen Zweifel darein, daß irgend ein Reisender in jener Hauptstadt seines Hotels lobend er-

wähnt. Aber er entsann sich nicht, jemals den Grafen schon gesehen zu haben, und sagte daher:

„Haben denn der Herr Graf mein Haus schon einmal mit Ihrer Gegenwart beglückt?"

Der Graf nickte:

„Mehrmals, und jetzt fällt mir erst recht die merkwürdige Familienähnlichkeit in Ihren Zügen auf. Sie gleichen Ihrem Großvater wie aus den Augen geschnitten."

Tellerfink lächelte gezwungen, er wußte nicht recht, was er sagen sollte, der Graf aber fuhr fort:

„Es war ein artiger Junge, und speiste für sein Leben gern Krachmandeln, und Ihr Urgroßvater warf mir immer vor, ich verdürbe das Kind und mache es zum Näscher. Als er später ein Mann geworden, lachten wir oft darüber, denn da mochte er nichts Süßes mehr, und der Wein war ihm lieber. — Haben Sie Ihre Urgroßmutter gekannt? Das war die schönste Frau in der ganzen Umgegend!"

Tellerfink begann zu „kauen", wie seine Frau die eigenthümliche Bewegung nannte, welche er mit den Kiefern zu machen pflegte, wenn er in Verlegenheit gerieth oder sich zu ärgern begann,

und welche ein Mittelding zwischen Kauen und Knirschen war.

Der Graf sah ihn einige Augenblicke starr an, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn: „Großer Gott! ich vergesse immer —" er verschluckte den Nachsatz und sprach von einigen gleichgültigen Dingen, dann ging er auf seine Stube.

Tellerfink blickte ihm nach und berührte ebenfalls seine Stirn, aber nicht gleichsam sich besinnend, wie es der Graf gethan hatte, sondern mit dem Finger rührend und tippend, wie man es zu thun pflegt, wenn man Jemanden als verrückt bezeichnen will.

„Es spukt," sagte er; aber später stiegen noch allerlei andere Bedenklichkeiten in ihm auf.

Der Graf war einige Tage später abermals aus der Stadt zurückgekommen und hatte Tellerfink ersucht, wenn zwei Herren aus der Stadt nach ihm fragen würden, dieselben sogleich auf seine Stube zu führen. Es war dies nichts Ungewöhnliches, denn in der letzten Zeit bekam der Graf nicht selten Besuche, welche aber fast alle den höheren Ständen angehörten, und von welchen kein einziger, vor oder nach dem Kommen, bei Tellerfink einsprach.

Heute war es aber etwas Anderes, denn bald nach der Rückkunft seines Gastes erschienen Keltenschmidt, der Alterthümler, und Taubensieber, der Aufklärungsfreund, welche dem Wirthe, so gut als bereits uns, bekannt waren, da Beide, wenn sie Geschäfte zur Stadt führten, heimkehrend bisweilen einen Schoppen bei ihm zu nehmen pflegten.

Landbewohner thun dergleichen gern, und haben sie, mehr oder minder siegreich, in der Stadt mannigfachen Verführungen widerstanden, so belohnen sie sich, draußen vor den Thoren, gern noch durch ein Schöpplein für ihre drinnen gezeigte Enthaltsamkeit. Wir kennen das aus Erfahrung.

Taubensieber und Keltenschmidt thaten auch wirklich dergleichen, ehe sie hinauf zum Grafen gehen wollten, und der Schullehrer fragte Tellerfink, ob es denn wirklich wahr sei, daß der Graf so außerordentliche Kostbarkeiten und Merkwürdigkeiten besäße.

„Es passirt," sagte dieser, der sich zugleich schämte und ärgerte, daß diese Beiden, die sein Gast, weiß Gott wie und wo, in der Stadt aufgelesen, jetzt ohne Weiteres Zutritt zu den Thüren haben sollten, die ihm selbst bisher hartnäckig verschlossen gewesen.

„Nicht wahr," rief Taubensieber schadenfroh, „es ist nichts? Das habe ich mir gleich gedacht. Das dritte Wort, das so ein vornehmer Herr spricht, ist erlogen."

„Wir werden es ja sehen," fiel Keltenschmidt ein. „Was für einen Grund könnte er haben, uns drinnen in der Stadt Dinge vorzuspiegeln, die sich hier außen als Unwahrheiten erweisen müßten? Mich täuscht er nicht."

„Mich auch nicht," sagte Taubensieber pikirt; „ich habe auch meine Augen im Kopfe, so gut wie jeder Andere."

Darauf gingen die Beiden hinauf, begleitet von Tellerfink, welcher ihnen die Thür von des Grafen Zimmer zeigte, und sich den Anschein gab, als wolle er sogleich wieder die Treppe hinabgehen, nachdem die Besuchenden aber eingetreten waren, mit einem Satze an der Thür war und durch das Schlüsselloch spähte.

Er sah indessen nichts weiter, als daß der Graf die Thür des Nebenzimmers ein wenig öffnete, Keltenschmidt und Taubensieber eintreten ließ und, nachdem er ihnen gefolgt war, sorgfältig wieder verschloß.

„Schön!" sagte er zornig, „aber schließ' Du nur zu! Wenn die beiden Bauerntölpel wieder

herauskommen, werde ich sie schon auszuholen wissen!"

Der Aerger weckte seinen städtischen Hochmuth und ließ ihn also unziemlich von den Zweien sprechen, von denen keiner im eigentlichen Sinne des Wortes ein Bauer war.

Sein Unmuth steigerte sich aber noch, als nach kurzer Zeit Taubensieber und Keltenschmidt den Grafen wieder verließen. Der Letztere begleitete seine Gäste bis an die Treppe, und er hörte ihn sagen: „Genug für heute, meine Freunde. Ich hoffe, wir sehen uns wieder. Adieu!"

Tellerfink stand unter der Thür der Gaststube, in der festen Hoffnung, daß Beide eintreten würden; aber es war dem nicht so.

Ohne allen Zweifel im höchsten Grade aufgeregt, stürzten Beide an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten oder zu grüßen, und er hörte nur einzelne Ausrufungen der höchsten Bewunderung und des Erstaunens.

„Es ist außerordentlich," rief der Alterthümler, „es ist, um wahnsinnig zu werden."

„Es widerspricht Allem, was ich bisher gelesen oder gehört," sagte in gleichem Tone Taubensieber.

Dann liefen Beide mehr, als sie gingen, die Straße entlang, welche nach ihrer Heimath führte,

Keltenschmidt mit vorgebeugtem Oberkörper und die Hände in den Rocktaschen bergend, der Schullehrer mit fliegenden Rockschößen und heftig mit den Armen in der Luft fechtend.

„Was die zwei Einfaltspinsel laufen," sagte Tellerfink ingrimmig, „der hochmüthige, davongejagte Schulmeister, der klüger sein will als alle anderen Leute, und der Narr, der Keltenschmidt, der sein schönes Geschäft aufgegeben hat und sein Geld an allerlei Lumpenkram hängt. Der da droben wird ihnen schöne Schnurrpfeifereien gezeigt haben!"

Neben diesem Aerger aber stiegen noch allerlei andere Bedenklichkeiten auf im Busen des Riesen-Wirthes, die wohl durch den Unmuth über seine getäuschten Hoffnungen sich mehrten und wuchsen.

Tzarogy wohnte jetzt bereits an vier Wochen in seinem Hause, und seine Zeche war bedeutend angelaufen.

Nahm der Graf auch täglich nur wenig von dem vorgesetzten Weine, so kam doch, nach seinem eigenen Wunsche, stets die ganze Flasche auf seine Rechnung, und ähnlich war es mit der Mahlzeit. Dann die drei besten Stuben im ganzen Hause, das Frühstück und allerlei kleine andere Auslagen noch nebenher.

Noch niemals aber hatte der Graf nach dieser seiner Rechnung gefragt, und das war nicht der Gebrauch im Riesen, woselbst man jeden Tag, oder wenigstens wöchentlich zu bezahlen pflegte.

Hatte er Geld, warum that er das nicht?

„Die Lumpereien, welche er den paar Narren da vom Lande gezeigt hat, gehen mich nichts an,“ sagte Tellerfink zu sich selbst. „Wenn's was von Werth ist, warum läßt er mich's nicht sehen? Vor mir und meiner guten Frau versperrt er seine Thüren. Warum? Ich kann mir's denken. Aber warte bis morgen!“

Zwar nannte Tellerfink seine Ehehälfte nicht immer seine „gute Frau,“ aber in schwierigen Lagen müssen Eheleute stets zusammenhalten, und so hielt er diesen Ausdruck für gerechtfertigt.

Als er am nächsten Tage dem Grafen das Mittagsmahl gebracht hatte, blieb er zögernd stehn.

Er hatte sich vorgenommen, im Anfange mit äußerster Höflichkeit aufzutreten, sobald er aber Unrath wittern würde, alsbald das Rauhe herauszukehren.

Es giebt eine Art und Weise, vor irgend Jemandem zu stehen, oder selbst sich in der Stube umher schaffend, allerlei scheinbar unbedeutsame Dinge

zu treiben, welche sich schwer beschreiben läßt, die aber auch einem gänzlich Unbefangenen mit Klarheit andeutet, daß der Betreffende uns irgend etwas mitzutheilen hat.

Da der Graf kaum zu den gänzlich Unbefangenen gehörte, so bemerkte er augenblicklich die Absicht des Wirthes, und nachdem er ihn einige Secunden lang fixirt hatte, sagte er einfach:

„Nun?“

Tellerfink verbeugte sich, seinem Vorsatze gemäß, auf die höflichste Weise, begann hierauf von schlechten Zeiten und vielen Ausgaben zu sprechen, und schloß mit der Bemerkung, daß es äußerst wünschenswerth sei, eigene Außenstände eincassiren zu können.

„Also,“ sagte der Graf, welcher, wie es den Anschein hatte, während Tellerfink's Rede an ganz andere Dinge gedacht hatte.

Dieser wurde jetzt einigermaßen deutlicher, und sprach unverblümt von seiner Rechnung, und von dem Bezahlen derselben.

Der Graf blickte nachdenklich an die Stubendecke.

„Rechnung,“ sagte er, „Bezahlen? Habe ich Sie denn nicht bezahlt?“ Er sah starr und sich besinnend in das Antlitz Tellerfink's.

„Jetzt werde ich grob," dachte dieser, „honnet grob!"

Aber der Graf ließ ihm nicht Zeit, diesen löblichen Vorsatz auszuführen. Er lächelte halb schmerzlich, halb freundlich, und sagte dann sich besinnend:

„Ich habe Sie schon wieder einmal mit Ihrem Großvater verwechselt, wie mir das bisher häufig begegnet ist, wohl ohne daß Sie das bemerkten. Aber haben Sie Ihre Rechnung bei sich?"

„Dummheiten," dachte Tellerfink, laut sagte er indessen: „Aufzuwarten!" und zog ein Papier unter seiner Jacke hervor.

„Summe?" sagte der Graf, ohne nach dem Papier zu langen.

Tellerfink sah des Anstandes halber in die Rechnung, und nannte deren Betrag, der ihm nur allzu wohl bekannt war, und der Graf stand jetzt auf und ging in die Nebenstube, deren Thür er halb offen stehen ließ.

Tellerfink steckte den Kopf vor sich, und blickte mit weit aufgerissenen Augen in das endlich, wenigstens zur Hälfte, geöffnete Heiligthum. Er sah da allerlei glänzende und funkelnde Gegenstände, deren Bedeutung ihm fremd war, und eben so Geräthschaften, deren Zweck ihm unbe-

kannt, und ferner bemerkte er, daß die Thür, welche in das dritte Zimmer führte, abermals geschlossen war.

Er hatte aber kaum einige Augenblicke Zeit, diese Beobachtungen anzustellen, denn jetzt ereignete sich etwas, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Der Graf trat nämlich zu einer ziemlich großen Truhe, die, wie es den Anschein hatte, von fremdländischer Arbeit war, griff mit der vollen Hand hinein und legte, nachdem er das Zimmer wieder verlassen und die Thüre hinter sich geschlossen hatte, eine Hand voll Geld vor Tellerfink auf den Tisch.

Er hatte dieses Geld aus der Truhe genommen, mit der Ruhe eines Menschen, der einen völlig werthlosen Gegenstand eben von einem Orte zum andern bringen will, und dem es auf ein paar Stücke mehr oder weniger im entferntesten nicht ankommt.

Er hatte es aber auf der andern Seite von Tellerfink nicht etwa klappernd und geräuschvoll hingeworfen, wie das nicht selten bei Großthuern vorkommt, sondern ruhig und mit vollständiger Gleichgültigkeit hingelegt, etwa wie eine Hand voll Tabak, wobei man sagt: Bitte, stopfen Sie sich eine Pfeife!

Der Wirth kannte sich aus in dergleichen, der Mann war solid, und das Geld war ächt.

Es waren indessen Goldstücke unter den größeren und kleineren Silbermünzen, und die Summe überstieg den Betrag der Rechnung zuverlässig um das Doppelte, da aber der Graf keine Anstalt traf zu zählen, so sagte endlich Tellerfink:

„Es ist zu viel, viel zu viel!"

Tzarogy stocherte einigemal mit dem Finger in dem Gelde, und sagte dann:

„Ja, es kann sein, aber lassen Sie es gut sein, mein guter alter Jakob, geben Sie in Gottes Namen den Rest der Dienerschaft. Adieu!"

Tellenfirk verbeugte sich, bis er die Thür hinter sich hatte, dann aber sagte er murmelnd:

„Er hat mich schon wieder für den Großvater angesehen, denn der hieß Jakob und ich Johann, das ist mir aber außerordentlich egal. Von mir aus für den Jakob im alten Testamente!"

Er zählte rasch die erhaltene Summe:

„Großer Gott, wenn ich massiv geworden wäre! So ein Herr!"

Dann dachte er wieder an den Kasten voll Gold und Silber. Offenbar lagen da drinnen Ducaten, Groschen, Thaler und Caroline durcheinander wie Kraut und Rüben. Bedurfte der

Graf Geld, langte er eben auf Gerathewohl hinein. Diese angenehme metallische Melange kam ihm nicht aus dem Sinne. Er hatte seinen Vater häufig sagen hören, daß unter dessen Vater sich die Wirthschaft bedeutend gehoben habe, und das kam ihm jetzt ganz natürlich vor. Sein Urgroßvater hatte den Riesen gekauft, kam aber nicht recht fort; der Jakob aber hatte gut machen bei einem solchen Gaste, und er beschloß in seine Fußstapfen zu treten.

Bald aber wurde er veranlaßt, seine Gedanken auch auf andere Dinge des gräflichen Zimmers zu lenken, als allein auf jene Cassette, denn er trat unten in der Küche zu Frau Veronika, und schüttelte in beiden hohlen Händen das erhaltene Gold vor ihren Ohren.

„Zeig' her!" sagte die Frau.

Er that nach ihrem Willen, und erzählte ihr hierauf, wie sich das Alles begeben.

„Heiliger Gott, welch' ein Glück! nun, den wollen wir auf den Händen tragen!"

Dann aber fragte sie, wie es sonst noch droben aussähe, ob ihm der Graf nichts weiter gezeigt, und ob er keinen Grund wisse, warum er so sorgfältig Alles versperre?

Tellerfink, der sich seines flüchtigen Blickes

schämte, beschloß jetzt ein wenig aufzuschneiden. „Freilich," sagte er, „freilich, er führte mich am Arme durch die beiden Zimmer und zeigte und erklärte mir Alles. Was habe ich da nicht Alles gesehen und gehört! Es ist außerordentlich!"

„Gott sei Dank!" rief Frau Veronika, „indem sie sich auf eine Bank niederließ, „Gott sei Dank!" und jetzt setz' Dich her und erzähle mir."

Aber Tellenfink schüttelte das Haupt:

„Es geht nicht, ich darf nicht!"

„Du darfst nicht?" rief Frau Veronika mit ärgerlicher Verwunderung, „warum darfst Du nicht? Mir, Deiner Frau, darfst Du nicht?"

„Ich habe mein Ehrenwort gegeben," versetzte Tellerfink ernsthaft.

„Du wirst ein sauberes Ehrenwort haben, Du," rief Veronika, „seit wann hast Du denn so etwas? Jetzt setze Dich her, mache keine einfältigen Sachen, und erzähle schön!"

Aber Tellerfink erwiderte mit Würde: „Nein, mein Wort ist mir heilig. Aber es wird eine Zeit kommen, wo Du Alles erfahren wirst. So viel jedoch darf ich Dir jetzt schon sagen: Die Tzarogy's und die Tellenfinke sind heute nicht zum ersten Male beisammen. Wie? Aber es ist ein großes Geheimniß. Ich hoffe, Du hast mich verstanden!"

Er ging hinaus in die Gaststube, und dachte jetzt selbst darüber nach, wie es möglich sei, daß der Graf, welcher etwa so alt als er selbst zu sein schien, seinen Urgroßvater gekannt haben sollte. Es war freilich eine Unmöglichkeit, aber — einem Manne, der Gold und Silber kunterbunt in einem und demselben Kasten liegen hatte, und dem es auf eine Handvoll davon nicht ankam, einem solsolchen Manne war Alles zuzutrauen.

Das waren die Gedanken, welche den Wirth zum Riesen bewegten, als wir eben zum ersten Male seine Bekanntschaft in der Gaststube machten.—

Einige Tage später sagte Frau Veronika seufzend zu ihrer Magd:

„Bärbel, ich kann's nicht mehr aushalten!"

„Wo drückt's die Frau?"

Die Dulderin zeigte schweigend nach oben. „Dort," sagte sie endlich, „es frißt mir das Herz ab. Es ist himmelschreiend! Und der Esel hat sein Ehrenwort gegeben."

„Hat die Frau nicht einen andern Schlüssel, der paßt?" *)

*) Die Hauptschlüssel waren zu jener Zeit in Gasthäusern noch nicht gebräuchlich. Hatte der Gast seinen Schlüssel mit sich genommen, so konnte Niemand in seine Stube.

„Nein," rief Frau Veronika. „Wenn ich den hätte, wäre ich schon längst im Reinen. Aber der — der Herr hat ja immer wie der böse Feind darauf gesehen, daß für jede Stube nur einer da ist. Man dürfe nicht stören und kramen in den Zimmern der Fremden, hat er gesagt. Jetzt möchte er vielleicht selbst einen, denn ich glaube immer, er hat nicht allzu viel gesehen, er hielte sonst das Maul nicht so hartnäckig."

„Setze die Frau dem Herrn einmal recht zu, wenn er getrunken hat."

„Behüte," sagte Frau Veronika, „da schwatzt er entweder ungewaschenes Zeug, oder er wird grob."

„Ja," erwiderte Bärbel, „der droben sagt auch nichts."

„Hast Du denn schon mit ihm gesprochen?"

„Freilich, wenn ich oben auf dem Gange zu thun habe, kommt er immer heraus. Die Frau weiß schon, was ich meine."

„Da mußt Du nicht dumm thun," sagte Frau Veronika, „vielleicht —"

„Nein," versetzte die Magd, „im Gegentheil, aber in die inneren Stuben läßt er mich doch nicht, die hat er stets verschlossen."

„Aber in der ersten warst Du?"

„Warum denn nicht?" sagte Bärbel, weder mit der Miene gekränkter, noch irgend einer andern Unschuld.

„Der schlechte Kerl! und mein Mann hat mir einmal im Rausche gesagt, er sei ein paar Hundert Jahre alt."

„Ich glaub's nicht," versetzte Bärbel zuversichtlich. Dann entstand eine Pause, und hierauf berathschlagten Beide, sorgfältig erwägend und bedenkend, auf welchem Wege man am gefahrlosesten in die Zimmer des Grafen gelangen könne, „denn," hatte Frau Veronika gesagt, „hinein muß ich, und wenn's Leib und Leben kostet."

Endlich sagte die Magd:

„Ich weiß etwas. Hinein kommen wir freilich nicht, aber sehen thun wir Alles!"

Veronika blickte sie mißtrauisch an, jene aber fuhr fort:

„Wenn der da droben und der Herr einmal fort sind, lehnen wir eine Leiter an, und gucken zum Fenster hinein."

„Ich schwere, starke Frau soll auf eine Leiter steigen," sagte die Wirthin zum Riesen, halb wehklagend, halb mißbilligend, aber die Magd wußte sie zu beruhigen. Die Leiter hinten in der Scheune sei stark und fest, und auf den schwersten

Mann berechnet, dann nannte sie einen Handwerksmann, der bei Arbeiten im Hause häufig jener Leiter sich bediene:

„Dem reicht die Frau das Wasser nicht.“

„Aber wann?“ fragte Frau Veronika, „bei der Nacht sehen wir nichts, und bei Tage sieht man uns. Geh' mir weg mit Deiner Leiter!“

„Das wäre das Geringste. Wir thun's am Sonntag Morgen, während der Kirche. Der Tzarogy geht da regelmäßig aus. Der Herr und die Frau gehen entweder zusammen, oder sie wechseln ab. Geht der Herr allein, so bleibt er stets länger aus, als wenn selbander. Da hat's Zeit genug.“

Veronika wußte das. Sie hatte oft darüber gebrummt, daß Tellerfink so lange ausbliebe, da nach der Kirche sich häufig Gäste einfanden, und die Last der Bedienung da allein auf ihr läge. Sie ließ es nicht gelten, wenn ihr Mann von der Verpflichtung sprach, auch einmal andere Wirthe zu besuchen, die häufig seine Gäste wären. Jetzt brachte ihr das Vortheil. So hat eben Alles seine zwei Seiten.

Doch aber machte sie andere Einwände. Man konnte von der Straße aus nach jener Seite des Hauses sehen, von welcher der Angriff unternom=

men werden mußte. Kam Jemand des Wegs daher, wie da?

„Wer läuft am Sonntag Morgen auf der Chaussée?“ sagte Bärbel, „und käm' auch Einer, dem heften wir eine Lüge auf, da wird's nicht fehlen!“

„Aber wer schenkt ein, wenn Gäste drinnen in der Stube?“

„Der Peter! Dem giebt die Frau einen Trunk, und befiehlt ihm, nicht von den Gästen zu weichen. Der parirt. Mache die Frau nur, daß der Herr allein geht.“

Alle Bedenklichkeiten schienen beseitigt, und als endlich der Sonntag gekommen war, sagte Herr Tellerfink zu seiner Frau:

„Was hast Du denn? Du hinkst ja!“

„Ja,“ versetzte diese, „ich weiß gar nicht, was das sein soll. Es reißt und zieht mich vom Knöchel bis daher, bis an's Knie. Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, aber ich wollte Dich nicht wecken.“

„Das kommt von einer Verkältung her,“ sagte Tellerfink, „aber da taugt Dir das Gehen nicht. Bleibe zu Hause, und halte Dich warm!“

„Ich glaub's beinahe selbst,“ versetzte Frau Veronika, ärger hinkend; als aber kurze Zeit darauf der

Riesenwirth im Sonntagsstaate der Stadt zuschritt, lief sie, trotz ihres behäbigen Wuchses, flüchtigen Fußes der Scheune zu, um der Magd zu helfen, welche die Leiter schon hervorgezogen hatte.

Kurze Zeit darauf befanden sich Beide unter dem Fenster von Tzarogy's zweitem Zimmer; nach einiger Anstrengung war die Leiter angelehnt, und Frau Veronika schickte sich an, sie zu besteigen.

„Herr Jesus," sagte sie, „habe ich eine Angst. Aber es muß halt sein! Wenn Jemand käme! Wenn ich das Uebergewicht kriegte. Bärbel, kannst Du auch die schwere Leiter halten, wär's nicht besser, wenn sie der Peter hielte?"

„Steig' die Frau nur getrost hinan, was der Peter hebt, das heb' ich auch."

Klagend stieg Frau Veronika aufwärts.

„Halt fest, Bärbel," sagte sie, als sie zu zwei Dritteln oben war, „halt fest, und siehe Dich recht um. Die Schande, wenn Eins käme! Siehst Du nichts?"

„Ja," sagte Bärbel, die dicht unten an der Leiter stand, „ich sehe allerlei, aber eine Schande ist's gerade nicht für die Frau. Gut ist's aber, daß der Peter die Leiter nicht hält!"

Endlich war sie oben angelangt, und mit der

einen Hand an der Fensterbrüstung sich anklammernd, hielt sie die andere über die Augen, um besser sehen zu können.

Dann brach sie plötzlich in einen Schrei der Verwunderung aus, und berichtete in abgebrochenen Sätzen über das, was sie erblickte.

Auf dem Boden der Stube standen allerlei Kisten und Kasten, aber verschlossen, und der mit der Gold- und Silbermengung war wohl auch dabei. Das verschlug aber wenig, denn an den Wänden, auf den Tischen und Stühlen hingen und lagen mächtige Goldplatten, funkelnd und gleisend, dazwischen große und kleine Felle, glänzend in den verschiedensten Farben. Dann standen dort Schmelztigel und Retorten, „Kram, wie's die Apotheker haben," sagte Frau Veronika, dann wieder Gold- und Silberstangen unordentlich zerstreut zwischen Sachen, deren Zweck und Gebrauch der Riesenwirthin vollständig unbekannt war. Aber dennoch wurde sie nicht satt, hineinzublicken in die Stube auf alle die kostbaren und merkwürdigen Dinge.

Die Bärbel schüttelte endlich an der Leiter:

„Mache die Frau doch vorwärts! Endlich kommt der Herr, und wir haben noch eine Stube."

Das Letzte schien zu wirken, denn die Frau stieg jetzt vorsichtig und langsam abwärts, aber

kaum hatte sie den Fuß auf den Boden gesetzt, so war auch schon Bärbel auf der Leiter und in einigen Sätzen oben:

„Das lernt man auf dem Lande," sagte sie:

Aber die Frau rief zornig:

„Willst Du herunter, Du freches Ding! und wie unverschämt Du droben stehst, schämst Du Dich nicht?"

Aber sie hielt dennoch die Leiter, um Unglück zu verhüten, und war versöhnt, als die Magd, sich wundernd über den Reichthum, flüchtigen Schrittes bald wieder abwärts stieg, und mit kräftigen Armen die Leiter an die Fenster des dritten Zimmers schleppte.

Als Frau Veronika oben war, stieß sie einzelne Ausrufe aus:

„Ei Du! was für eine Pracht, was für ein Staat!" Dann wieder: „Pfui, wie grausig! Ach Herr Jesus!"

Das Erste galt den prächtigen Gewändern, verbrämt mit Gold und Silber, und besetzt mit funkelnden Edelsteinen, die an den Wänden hingen, den kostbaren Pelzen, und den blitzenden Waffen von Art und Form, wie sie solche niemals gesehen. Die anderen Ausrufungen aber galten verschiedenen Todtenschädeln, welche sie grinsend an=

starrten, und endlich einem ganzen Gerippe, welches ohnweit dem Fenster stand und sie zahnfletschend anzusehen schien.

Plötzlich aber verstummte sie auf kurze Zeit, um darauf auszurufen:

„Herr Jesus, Bärbel! drinnen hockt ein Weibsbild!"

„Laß mich die Frau hinauf," sagte diese, aber Frau Veronika klopfte heftig wider die von innen geschlossenen Scheiben:

„Mach' sie auf, Mamsell! So was dulde ich nicht in meinem ehrlichen Hause!"

Aber die schöne Frau, welche drinnen in der Nähe des Ofens auf einem reich vergoldeten Stuhle Platz genommen hatte, stand nicht auf, um dem heftig wiederholten Befehle der entrüsteten Hausfrau Folge zu leisten. Sie lächelte freundlich und liebreizend, schloß bisweilen die mit schwarzen Wimpern beschatteten Augen, um sie bald wieder zu öffnen und dann entweder bejahend zu nicken mit dem schönen Haupte, oder verneinend zu schütteln.

„Versteht Sie nicht deutsch," rief jetzt Veronika zornig, „soll ich Ihr's lehren."

Aber die Bärbel schüttelte jetzt heftig an der Leiter.

„Mach' die Frau, es kommt Jemand!"

Frau Veronika kletterte, ihre Entrüstung vergessend, rasch abwärts, und statt ihrer flog die Magd, mehr als sie stieg, aufwärts zum Fenster. Sie sah Alles, wie es ihre Herrin gesehen hatte, kam aber rascher als jene zurück.

„Es ist, wie die Frau sagt, aber mach' die Frau, daß wir fortkommen."

„Warum? Du verlogenes Ding," rief Frau Veronika, „es ist Niemand um die Wege, und hast mir nur die Angst eingejagt, um Deinen Vorwitz zu stillen."

Bärbel schüttelte den Kopf:

„Wenn die Frau Streit anfängt mit der da droben, wird's noch schlimmer. Sie verklagt uns vielleicht so schon, weil wir die Leiter angelehnt haben."

Das fiel der Riesenwirthin schwer auf's Herz. Das, und noch etwas! Einmal, wenn Tzarogy, durch jene Frau in Kenntniß gesetzt von ihrer Neugierde, ausziehen würde. Der Verlust, und den ewigen Vorwurf von ihres Mannes Seite! Dann aber: Ihr Mann hatte ganz unbedingt, der schlechten Person halber, sein Ehrenwort gegeben, nichts zu verrathen. Sie wußte, wie die Männer

sind, in solchen Dingen halten sie alle zusammen, die Weiber weniger, schon weil sie sich neidisch sind.

Sie half der Magd die Leiter wieder an Ort und Stelle bringen, und eröffnete ihr diese und andere Bedenken, dann aber sagte sie:

„Weißt Du was, Bärbel, wenn sie uns verklagt, so sagen wir, wir hätten oben gehen hören, und hätten sehen wollen, ob niemand Fremdes oben. Es ist vielleicht am besten, wenn wir das gleich sagen, sobald der Graf oder mein Mann heimkommt."

„Nein," versetzte Bärbel, „das thäte ich nicht. Ich thäte es abwarten, und hernach erst recht Alles weglügen. Wer weiß, was für fremde Leute da hinaufgestiegen sind. Hat ja die Frau die ganze Wirthschaft auf dem Halse gehabt, wer kann ihr da zumuthen, daß sie auf dem Hofe auch noch herumlaufen soll. Lärm' und lamentir' die Frau nur recht, der Herr giebt dann schon Frieden, daß er seine Ruhe kriegt. Und dann die Mamsell da droben war ja so freundlich, hat immer gelacht und mit dem Kopfe geschüttelt, wer weiß, ob sie es ihm verräth!"

Frau Veronika beschloß den klugen Rathschlägen Bärbel's zu folgen, und dann tauschten Beide ihre Ansichten aus über die Fremde.

„Vielleicht ist's gar seine wirkliche Frau," meinte Bärbel, „'was Vornehmes ist es jedenfalls. Hat die Frau das prächtige Kleid gesehen, von blauem Sammet mit goldenen Sternen gestickt. So 'was trägt nicht jede!"

Frau Veronika äußerte aber ihre Meinung dahin, daß solche Dirnen stets den Männern mehr Geld abpreßten, als die wirklichen Frauen, aber sie verwunderte die wenige Kost, welche die Fremde zu sich nähme. „Er und sie zusammen genießen ja kaum den dritten Theil von dem, was ich hinaufschicke! Und doch so schöne rothe Backen! Aber Geduld. Es ist kein Faden so klar gesponnen, denn er kommt noch an die Sonnen!" —

Einige Tage lang hatte die Riesenwirthin freilich ein wenig Angst, dann aber tröstete sie sich. Die Fremde hatte kaum geplaudert, denn Tzarogy und eben so ihr Mann ließen sich nicht das Geringste merken. Auch ihre eifersüchtigen Bedenken beschwichtigte sie durch Autopsie, indem sie, so sauer es der beleibten Frau auch wurde, mit ausgezogenen Schuhen Herrn Tellerfink nachschlich, wenn er dem Grafen das Essen brachte, und an der Thür horchte.

Aber es fiel nichts Unrechtes vor, der Graf war wortkarg, und von einem Oeffnen der Thür,

oder einem Erscheinen der Räthselhaften war keine Rede.

Einige Wochen später indessen erklärte der Graf, daß er den Riesen verlassen müsse, und sich eine Wohnung in der Stadt gemiethet habe.

„Ich komme schon wieder,“ sagte er, „ich war immer so gut aufgehoben hier im Hause, daß ich eine Art Vorliebe für alle Tellerfinke gefaßt habe.“

„Wenn er es so fort treibt, wie bisher,“ dachte Tellerfink, „so kann's sein, daß er in hundert oder zweihundert Jahren wieder einmal hier einkehrt.“

Die Zeche bezahlte der Graf reichlich, wenn auch nicht so vollkommen ungezählt, als das erste Mal, Frau Veronika aber stand, abwechselnd mit der Bärbel, Tag und Nacht auf der Lauer, um den Abzug der Bewußten nicht zu versäumen.

„Ich will ihr keine Grobheiten machen,“ sagte sie, „aber merken soll sie es doch, daß ich sie kenne, wenn sie's von Ohngefähr vergessen hat.

Es fand sich indessen keine Gelegenheit, diese Vorsätze auszuführen, denn der Graf zog allein ab, wie er gekommen. War indessen mit ihm auch ein guter Gast verschwunden aus dem Gasthofe zum Riesen, so schien dennoch eine angenehme Nachwirkung seines Aufenthaltes sich bald bemerkbar machen zu wollen.

Der Graf machte Aufsehen in der Stadt, und nach kurzer Zeit fanden sich sonst fremde Gäste dort ein, welche in Erfahrung gebracht, daß er längere Zeit im Riesen gewohnt, und welche neugierig Auskunft wünschten über sein Leben und Treiben.

Tellerfink lobte seinen früheren Gast nach besten Kräften, und ließ einen geheimnißvollen und dennoch glänzenden Nimbus um denselben entstehen, der nicht wenig dazu beitrug, den Grafen in der Stadt in die Mode zu bringen, während, für einige Zeit wenigstens, für den Gasthof zum Riesen derselbe Fall eintrat. —

Wir wissen vorläufig nicht, ob der Präsident von Fortenberg, oder seine Gattin irgendwie Nachforschungen angestellt haben, über die Geliebte des Doctor Brunner, daß derselbe aber nach wie vor Zutritt im Hause des Präsidenten hat, und selbst noch eben so beliebt wie früher zu sein scheint, unterliegt kaum einem Zweifel, denn wir treffen ihn so eben dort, in Gesellschaft des Herrn von Stellenbach und des Hausherrn selbst, im eifrigen Gespräche, welches sich um niemand Anderes drehte, als den Grafen von Tzarogy.

„Ich gebe nur ungern mein Urtheil ab über irgend eine Persönlichkeit, welche ich nicht ganz genau

kenne, oder von welcher ich nicht ganz zuverlässige Nachrichten habe," sagte der Doctor, „in diesem Falle aber liegen so widersprechende Gerüchte vor, daß eine klare Anschauung vorläufig vollkommen unmöglich scheint."

„Seine Papiere sind in Ordnung," versetzte der Präsident, „das weiß ich bestimmt, er kommt von Rußland, und neben vollständig zuverlässigen Pässen hat er Empfehlungsbriefe bei sich, welche beweisen, daß er dort mit ausgezeichneten Persönlichkeiten in nächster Beziehung gestanden."

Der Doctor zog leicht die Schulter, indem er sich indessen zustimmend verbeugte, Stellenbach aber sagte eifrig:

„Seine Muster sind mir lieber, als alle Pässe und Empfehlungsbriefe."

„Muster? welche Muster?" rief der Präsident erstaunt.

„Nun Muster, Proben von allerlei trefflichen Dingen, von Gegenständen der Industrie, von, nun Ihnen kann ich es wohl sagen, von Saffian zum Beispiel, von Chagrin, von Juchten und anderen Dingen."

„Ist er denn ein Musterreiter," sagte der Präsident lachend, indem er die jetzt verpönte,

zu jener Zeit aber fast alleinige Benennung für einen reisenden Kaufmann gebrauchte.

„Nein," versetzte Stellenbach, „er ist ein Menschenfreund, ein wohlwollender, edler Menschenfreund, welcher sein Vermögen, seine Zeit und sein Leben selbst unbedingt auf das Spiel setzt und von jeher gesetzt hat, um nützliche und wohlthätige Erfindungen von einem Winkel der Erde an den andern zu bringen. Er war fast in allen Ländern der Welt, kennt die Sitten und Gebräuche der Nationen aller Welttheile, und spricht mehr oder weniger geläufig ihre Sprachen."

„Dazu gehört ein hohes Alter!"

„Er ist älter, als er aussieht," sagte Stellenbach. Der Doctor lächelte.

„Das klappt," sagte er. „Mein Diener war jüngst außen im Riesen, und brachte eine Tasche voll der fabelhaftesten Ungeheuerlichten mit nach Hause. Berichte, welche ich mich kaum zu wiederholen getraue, welche aber bereits im Munde des Volkes ganz allgemein geworden sind."

„Ich kümmere mich nicht um dergleichen," erwiderte Stellenbach, „und halte mich einfach an das, was ich sehe und beurtheilen kann. Seine Muster halten die Probe."

„Mit Ihren Mustern!" sagte der Präsident,

und fragte hierauf Stellenbach, ob er bereits für die Dauer des ganzen Winters in die Stadt gezogen sei, worauf jener erwiderte, daß dies nicht der Fall sei, daß seine Frau beabsichtige, länger als gewöhnlich auf dem Lande zu bleiben, während er selbst ab und zu gehe, und sein Haus für diesen Winter eigentlich nur als ein Absteigequartier betrachten werde.

„Das ist schlimm," versetzte der Präsident, „wenn sich die Leute, welche bisher die ersten Häuser machten, auf das Land zurückziehen, was soll da aus unserer Société werden?"

„Meine Frau hält schwerlich so lange aus, als sie es sich vorgenommen," sagte Stellenbach lachend, „und belästigt dann Eure Excellenz vielleicht mehr mit Thees, Familienconcerten und anderen langweiligen Dingen, als Ihnen lieb sein dürfte."

Er empfahl sich, und jetzt sagte der Präsident zum Doctor:

„Nun sagen Sie mir, verehrter Freund, vor Allem, was wissen Sie über diesen Grafen Tzarogy, und warum thaten Sie vorhin so zurückhaltend?"

„Zum Theil," versetzte jener, „aus den bereits angegebenen Gründen, und dann, weil ich weiß,

daß der Herr von Stellenbach den Grafen häufig besucht.“

„Und was sagt man über diesen Letzteren?“

„Wie ich bereits erwähnte, tolle und abenteuerliche Dinge, die sich auf der einen Seite kaum zusammenreimen lassen, nach anderer Richtung hin aber dennoch wieder gut passen. Ein Arzt kommt allenthalben herum, er verkehrt mit allen Schichten der Bevölkerung, und hört häufig ein und dasselbe Ding in hunderterlei Variationen erzählen, die aber, berücksichtigt man den Bildungsgrad der Berichterstatter, sich endlich so ziemlich auf Eines zurückführen lassen.

Was ich bis jetzt aber über diesen Grafen gehört habe, läßt sich kaum auf diese Weise betrachten. Denn unterrichtete und gebildete Leute nennen ihn einen geistreichen und liebenswürdigen Gesellschafter, der Kenntnisse besitzt in fast allen Fächern der Wissenschaft, dieselben auf leichte und gewandte Art an den Mann zu bringen wisse, und zugleich von Pedanterie und Oberflächlichkeit gleich weit entfernt sei. So spricht er, wie es scheint, und wie Stellenbach vorhin bemerkte, fast alle, oder doch wenigstens viele Sprachen der Welt, und wer ihn bis jetzt in irgend einer fremden Sprache

begrüßte, erhielt auch in derselben die betreffende Antwort. Nur mit unserem alten Professor Rauleder und dem Grafen hat es tolle Geschichten gegeben. Der Professor sprach ihn Ostaramäisch an, worauf ihm der Graf flüchtig in einer Sprache Antwort gab, welche so wenig wie das Ostaramäische des Professors irgend Jemand der Gegenwärtigen verstand.

Rauleder ward roth und entgegnete einige abermals unverständliche Worte, und jetzt überfluthete ihn der Graf mit einem Schwall von Worten, begleitet durch allerlei Gestikulation, Aufzählen an den Fingern, fragende Bewegungen und dergleichen. Als er geendet, sagte der Professor ärgerlich: „Ich verstehe Sie nicht!" „Ich glaube es gern," versetzte der Graf, „und wenn ich fragen darf, welche Sprache glaubten Sie zu sprechen?" „Ostaramäisch!" „Auf Ehre, sagte der Graf, „ich habe das fast vermuthet, aber ich habe Sie in sieben semitischen Dialekten angesprochen, und Sie haben nicht einen einzigen verstanden. Hingegen habe ich in einigen kleinen Bauerndörfern Babyloniens Worte gehört, welche den Ihrigen ähnelten. Daher meine Vermuthung, daß Sie Ostaramäisch sprechen wollten. Aber es war ein schlechtes Patois jener Landleute."

Wer recht hatte, konnte natürlich Niemand behaupten, aber der Professor wurde wüthend, und stöbert jetzt in allen Bibliotheken, um Beweise für die Richtigkeit seiner Aussprüche zu finden. Da diese Beweise aber ungeheuer langweilig sind, so weicht ihm alle Welt aus, und hört lieber auf die Erzählungen des Grafen, bei welchen man sich trefflich unterhält."

„Und glauben Sie wirklich, daß er so weite Reisen gemacht hat?" fragte der Präsident.

„Wenigstens konnte, so viel ich erfuhr, ihm Niemand bis jetzt irgend eine Unrichtigkeit nachweisen, und Reisende, welche das eine oder das andere von ihm bereiste Land ebenfalls besuchten, bestätigen alle seine Angaben.

Das ist aber Alles noch nicht genug. Neben diesen Kenntnissen und Erfahrungen scheint dieser Graf auch im Besitze großartiger Schätze zu sein. Der alte Keltenschmidt, der zwar ein wenig Sonderling ist, nichts desto weniger aber ein tüchtiger Kenner sein soll, ist außer sich über die Schmuckgegenstände, die Edelsteine und die kostbaren Dinge aus fremden Ländern, welche er beim Grafen gesehen hat, und der Riesenwirth erzählt mit Enthusiasmus von den Haufen Goldes, welche in

seinen Stuben in allen Ecken gelegen wie die werthlosesten Dinge."

„Was beabsichtigt der Mann in unserer Stadt?" sagte der Präsident plötzlich.

„Excellenz," erwiderte der Doctor lächelnd, „das weiß ich nicht, so wenig ich Alles verbürgen kann, was ich über ihn gehört habe. Ich bezweifle indessen keineswegs, daß, wenn auch Einiges übertrieben sein mag, was man über ihn spricht, Alles dennoch keineswegs aus der Luft gegriffen ist. Aber ehe ich mich empfehle, muß ich noch eines sonderbaren und geheimnißvollen Umstandes erwähnen, der mir ebenfalls nicht vollkommen unbegründet erscheint, wenn gleichwohl ohne Zweifel Mancherlei wieder allzu stark aufgetragen ist. Der Graf empfängt bisweilen Besuche von einer räthselhaften fremden Dame, deren Kommen und Gehen Niemand bemerkt, die aber — nun, die eben zu Zeiten da ist."

„Theurer Doctor," rief der Präsident mit unzweideutigem Lächeln, „das sind Sachen, die sich leichter erklären lassen, als die Reisen, die Sprachen, das Gold und die Edelsteine."

„Nein, nicht so, Excellenz, wenigstens glaube ich nicht. Sie wissen vielleicht, wie die Weibsleute

im Hause, bei dergleichen Besuchen von Fremden, vollständig des Teufels sind?"

Der Präsident nickte schweigend.

„Nun, das ist es eben, was mich irre führt. Frau Veronika, die Riesenwirthin, die dickste, sittenstrengste und zungenfertigste Frau der ganzen Vorstadt, spricht mit Achtung von der Fremden. Sie vertraut unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, wenn gleich so ziemlich Jedermann, an, daß sie unter geheimnißvollen Umständen, die sie Niemand eröffnen könne, die Bekanntschaft dieser Dame gemacht, und daß diese sich ihr sehr freundlich erwiesen, ja sogar eine große Gefälligkeit erzeigt habe.

Das dürfe sie jetzt, nachdem der Graf aus ihrem Hause, wohl sagen, mehr aber nicht."

„Nun," sagte der Präsident, „ohne Zweifel wird dieses mystische Wesen hier in der Stadt seine Besuche fortsetzen, und es wird sich Gelegenheit ergeben, es näher kennen zu lernen."

Der Doctor ging, und der Präsident überlegte bei sich, ob es räthlich sei, den Fremden zu veranlassen, sein Haus zu besuchen. Er entschied sich dafür. Eine gewisse Abenteuerlichkeit schien freilich dem Manne anzukleben, aber man konnte ja vorsichtig sein! —

Fünftes Kapitel.

Ehe wir den Grafen Tzarogy beim Präsidenten einführen, oder vielleicht an einem andern Orte seine nähere Bekanntschaft machen, wollen wir zuvor noch einen Blick nach unseren alten Freunden draußen auf dem Lande werfen.

Dort war der Herbst, so wie drinnen in der Stadt, bereits in aller Form eingezogen, freilich aber mit anderem Gebahren. Der wirkliche Herbst, der im November so recht seine eigentliche Tummelzeit hat, kündigt in der Stadt meistens sein Erscheinen, auf wenig poetische Weise, durch bodenlosen Koth auf den Straßen an, und ruft hierdurch ganz unbedingt in jeder Stadt ein Heer von Klagen über die mangelhafte Straßenreinigung hervor. Das hat ohne Zweifel schon stattgefunden in der Zeit, in welcher der Ausdruck „Straßenpflaster" noch eine unbekannte Größe war, und

dieselben Klagen finden heute noch statt in einer Periode, in welcher man mit Sandsteinwürfeln, mit Granitplatten, mit Asphalttafeln, ja selbst mit Guttapercha pflastert, und in welcher die langen, schleppenden Kleider der Damen ihr Möglichstes thun, die Straßen zu fegen.

Die Besitzerinnen dieser langen Kleider klagen um diese Zeit ebenso fast alle über die Saumseligkeit der Putzmacherinnen, welche ihre Winterhüte noch nicht gefertigt haben, und darüber, daß es schwer sei, eine zweckmäßige Schneiderin zu bekommen zur Herstellung ihrer Wintergarderobe, und dabei ist es unfreundlich und kalt, man heizt bereits, wenn man vernünftig ist, wacker ein, obgleich einige absonderliche Subjecte, aus unbekannten, wenn nicht aus ökonomischen Gründen, das Einheizen an einen bestimmten Tag im Kalender binden.

Dann ist dies die Zeit, in welcher der Mann ohne Geschmack bei Zeiten seine Lampe anzündet und sich irgend eine Arbeit für die Winterabende zurechtlegt, der Mann von Geschmack aber abonnirt auf die Oper, auf Monatsconcerte und populäre Vorlesungen, und besucht jene verfrühten Bälle und Thés dansants, welche, Treibhauspflanzen ähnlich, vor der eigentlichen Tanzperiode heran=

gezogen werden, und trotz dieser künstlichen Zucht doch kaum langweiliger sind, als die späteren.

Alle diese Klagen aber werden ausgestoßen, alle diese Stadt-Herbstfreuden werden genossen von Individuen, welche sämmtlich der Schnupfen quält, und die unaufhörlich husten oder beschäftigt sind, die Nützlichkeit der Gichtwatte und der Waldwolle zu erproben.

Ich will nicht behaupten, daß draußen auf dem Lande der Herbst sich einer besondern Reinlichkeit befleißige bezüglich der Wege und Straßen.

Der Landbewohner aber, sei jetzt sein Beruf, welcher er wolle, hat derbes Schuhwerk, welches ihn schützt, so daß ihn die Nässe nicht schädiget. Hat er aber halbwege Sinn für das Wirken und Walten der Natur um ihn her, und das ist häufiger, als man wohl denken mag, der Fall, wenn vielleicht auch nicht immer mit vollkommen klarem Bewußtsein, so mag er sich wohl freuen über den Wechsel, der eintritt, und über das veränderte Kleid, welches die alte Mutter Erde sich umthut.

Theure Bilder aus alter, glücklicher Zeit, süße Erinnerungen aus fröhlichem Knaben- und Jünglingsleben helfen da wohl fördernd mit. Wer hat die nicht?

Wenn der alte Herr von Vorland des Mor-

gens aus dem Fenster sah und in das Nebelmeer blickte, das auf und nieder wogte, da ward ihm frisch und freudig um's Herz. Die Gipfel der höchsten Bäume des Gartens ragten nur hervor aus dem grauen Nebelkleide, in das sich Feld und Wald heute Morgen gehüllt, und es kam ihm vor, als sei drunten im Garten Alles ganz im besten Zustande, die Beete, die Wege, die Ziergruppen, die Rasenplätze, die Laub- und Bogengänge, denn jene Baumgipfel sahen ganz anständig und parkartig aus.

Freilich war drunten nicht Alles zum besten bestellt, und die Symmetrie und Einigkeit, die da herrschte, ging nur vom Unkraute aus, das sich allenthalben eingedrängt und dessen man nicht mehr Herr ward. Herr von Vorland wußte es freilich wohl auch nur allzu gut, aber er täuschte sich gern, sah auf seine anständigen Spitzen und dachte: Warum sollen wir uns nicht angenehm selbst täuschen, da Andere uns so oft unangenehm betrügen?

Dann folgte die Wirklichkeit, die Erinnerung, diesen Phantasmagorien. Eine Stelle im Nebelmeere unter ihm schien sich röthlich zu färben, sich wogend zu heben und zu senken, und plötzlich war sie verschwunden. Die ersten Strahlen der

Sonne, die den Nebel siegreich durchbrachen, vergoldeten den Spiegel des Teiches, an dessen Ufer er als Knabe Libellen gehascht und einen hartnäckigen Krieg mit den Fröschen geführt.

Zu jener Zeit erfreute er sich an der Verwilderung des Gartens, welche ihm erlaubte, ungehindert und frei sich allenthalben zu bewegen, und der Nebel war ihm lieb und gelegen, da er ihn schützend barg vor den Augen seiner Mutter, wenn er allzu großen Unfug trieb drunten in der Gartenwildniß.

Also führte dieser Herbstnebel-Morgen der Kindheit glückliche Tage an ihm vorüber, erinnernd und freundliche Grüße bringend aus der fröhlichen Knabenzeit.

Es brachten aber solche Herbsttage noch andere Genüsse, Liebes-, Wieder- und Nachklänge, Spiegelbilder aus der Flitterwochenzeit, jener reizenden Perlenschnur, die häufig beginnt mit orientalischen Kirschperlen und endigt mit Loth- und Staubperlen, wenn gleichwohl nicht also bei ihm.

Wenn er da des Nachmittags mit Frau Franziska seinen gewohnten Spaziergang machte, wie mahnte ihn und sie da Alles an jene köstliche Perlenzeit!

Andere Gäste, spärlichere freilich, trafen sie

da auf Feld und Trift, als wie zur fröhlichen Sommerszeit, in der er sie heimgeführt, denn der rauhe Ostwind hatte den wenigen Blättern, die bisher hartnäckig noch an Baum und Strauch sich gehalten, den Rath gegeben, abzufallen. „Ihr seid gar keine rechten Blätter mehr," hatte er ihnen mit unfreundlicher Stimme zugerufen, „kein grüner, lebendiger Baumschmuck mehr, Ihr seid bunt geworden, roth, braun und gelb, fort mit Euch!"

Und dann hatte er sie weggefegt von ihren Aesten und mit sich hinweggeführt, so daß selbst auf der Erde nur wenig von ihnen mehr zu sehen war.

Also schlüpfte das Goldhähnchen durch entlaubtes Gesträuch, und das Heer der Meisen, das jetzt von den Bergen herabzog in's Flachland, hatte Platz genommen auf blattlosen Bäumen.

Kaum war da auch noch ein lustiger Vogelsang zu hören, denn im Walde rief der Heher heiser wie zu anderen Zeiten, klopfte der Specht, wie er im Sommer gethan, und die Raben flogen krächzend auf, wenn man ihnen allzu nahe gekommen.

Vom glänzenden Volke der Käfer und Schmetterlinge waren die meisten gestorben, und nur wenige derselben schliefen mit zerzausten Flügeln

und defecten Fühlern, unter Moos- oder Steinwerk, in Baumritzen und allerlei anderem Verstecke.

„Franziska, mein Herz!“ hatte dazumal, als Beide den ersten Spätherbst zusammen in Vorlandsberg erlebten, Herr von Vorland gesagt, „Franziska, wird Dir nicht bange um den langen kalten Winter, da es jetzt schon so öde auf der Flur, da der Wind jetzt schon so unfreundlich niederfährt vom Gebirge, und Deine Lieblinge, die Blumen, gestorben sind, und Deine Freunde, die Thiere, verschwunden?“

Da war sie ihm um den Hals gefallen, und setzte ihm dann auseinander, wie sie sich freue auf den Winter, und auf das gemüthliche Leben im warmen Stübchen, wo sie nicht frieren werde, wie drinnen in der Stadt bei der geizigen Muhme, wie sie zusammen lesen wollten, dies und das, in den langen Winterabenden, und wie sie allerlei Vorräthe schon aufgespeichert, von denen er noch gar nichts wisse, und daß er es so gut haben solle, wie noch in keinem Winter zuvor.

„Und der Herbst da, hier außen auf dem Lande,“ setzte sie hinzu, „ist mir lieber, als Sonne und Frühling drinnen hinter den Mauern, und das Liebste von Allem ist mir, daß ich Dich habe.“

Da freilich war er froh, und fühlte sich glück-

lich, und bei jedem wiederkehrenden Herbste klopfte jenes Glückes Erinnerung an an seinem Herzen, denn jene Flitterwochen-Perlen waren keine Thränen geworden, kein stacheliger Dornenschmuck. —

Es war ein solcher Herbsttag, an welchem wir den Vorlands auf dem Felde begegnen, wenn gleich nicht auf ihrem gewohnten Wege. Sie waren drüben im Schlosse Wellenfeld gewesen, und hatten Stellenbach und seiner Frau einen Besuch abgestattet, da der Morgennebel bald gefallen war, und die Sonne einen schönen Tag geschenkt hatte, freundlich und warm, wie es eben möglich im November.

Ludwig gab ihnen das Geleite und ging mit Johanna voran, und da Stellenbach und seine Frau Catharina sie nur eine kurze Strecke begleitet hatten, so war Vorland und seine Frau jetzt allein, und Beide besprachen sich über die Ereignisse des Nachmittags.

„Es ist mir eigentlich nicht lieb, daß die Hochzeit der Kinder aufgeschoben worden ist," sagte Vorland. „Die langen Brautstände taugen nicht viel, und will man einmal heirathen, soll's so bald geschehen, als nur immer möglich. Wir aber, als Eltern der Johanna, können nicht auf eine Beschleunigung dringen, das ist natürlich."

Frau Franziska stimmte ihm bei.

„Auch die Stellenbach," sagte sie, „war offenbar gegen den Aufschub, aber er besteht jetzt hartnäckig darauf, daß die Wohnung der jungen Leute dicht bei der ihrigen eingerichtet werden soll, und nicht, wie es zuerst bestimmt war, in dem entfernteren Flügel. Ich finde ganz vernünftig, daß die Stellenbach junge und alte Wirthschaft nicht beisammen haben will, diesmal aber hat er seinen Kopf aufgesetzt, und es mag immer noch ein paar Monate dauern, bis die neue Einrichtung fertig."

Vorland brummte etwas in den Bart, und dann sagte er:

„Ich mußte mich heute überhaupt da drüben über allerlei ärgern. Eine Tactlosigkeit über die andere. Der alte Stellenbach weiß von nichts zu reden, als von dem fremden Grafen, der da plötzlich die Stadt mit seiner Gegenwart beglückt, der alle entdeckten und unentdeckten Länder der ganzen Welt besucht hat, der wie die Apostel in allen Zungen spricht, und die Weisheit, wie es scheinen will, mit Löffeln gegessen hat, und in dessen Stuben die Goldstücke ein oder zwei Fuß hoch liegen. Auf etwas mehr oder weniger kommt's da gar nicht an.

Die Fortenberg, die ihren Abschiedsbesuch macht, da sie in ein paar Tagen in die Stadt zieht, lobt darauf die feinen Sitten der alten Zeit, und schilt über die Geldmenschen. Da hat sie ein schönes Beispiel von ihren berühmten feinen Sitten gegeben, den Stellenbach's gegenüber, dessen Vater ein Kaufmann war."

„Ich glaube nicht, daß sie ihr das übel genommen haben," versetzte Frau Franziska, „wenigstens gab ihr die Stellenbach recht."

„Weil es eine noch größere Hochmuthsnärrin ist, als die Alte," sagte Vorland.

Was Johanna und Ludwig betrifft, so drehte sich ihr Gespräch um ähnliche Gegenstände, und vorzugsweise um die hinausgeschobene Hochzeit.

„Sag's nur unverhohlen, daß Dir das so ärgerlich ist wie mir," sagte Ludwig, „und thue mir gegenüber nicht zimperlich."

„Freilich, aber ich konnte ja doch bei Deinen Eltern wahrhaftig nicht wehklagen und jammern, ja ich durfte nicht einmal nach den Gründen fragen, warum jetzt auf einmal unsere Wohnung dicht an die Deiner Eltern eingerichtet werden soll, was eben den Aufschub hervorruft."

„Ich habe mir aber die Freiheit genommen, zu fragen," versetzte der junge Mann, „bin aber

so klug geblieben wie zuvor. Die Mutter sagte, daß es der Vater so haben wollte, dieser aber versteckt sich hinter eine Sentimentalität, welche offenbar der Grund nicht ist und die ihn schlecht kleidet. Er will seine lieben Kinder recht nahe bei sich haben! Es ist ein Unsinn!"

Johanna begütigte und tröstete.

„Er hat jedenfalls seine Gründe und meint es gut mit uns, bedenke aber, welche Hindernisse oft andere Liebende zu bewältigen haben, bis sie das Ziel ihrer Wünsche erreichen. Uns hat sich niemals ernstlich etwas in den Weg gestellt. Können wir uns da über den kleinen Aufschub beklagen?"

„Du hast nicht ganz unrecht," sagte Ludwig, „obgleich Du Deine eigentliche Herzensmeinung nicht vollkommen aussprichst, mich aber ärgert und verdrießt die Sache, ja sie ängstigt mich sogar, obgleich ich mir keinen bestimmten Grund anzugeben weiß." —

In Wellenfeld, bei den Stellenbachs, besprach man ebenfalls den Nachmittag, und während Stellenbach über die Tante Fortenberg schalt und sie hochmüthig nannte, nahm merkwürdiger Weise, aber consequent, Frau Catharina ihre Parthie.

„Sie hat recht," sagte sie lebhaft, „Geld kann

man erwerben, einen alten Namen aber mit nichts in der Welt."

Stellenbach zog die Schulter. Es blieb unentschieden, ob zustimmend oder verneinend, als aber seine Frau hinzufügte:

„An ihrer Stelle wäre ich ebenso," sagte er lachend:

„Auf Ehre, ich bin das überzeugt."

Auf die Frau von Vorland war sie indessen weniger gut zu sprechen.

„Was weiß die gute Frau zu reden," sagte sie, „nichts als ewig und ewig von ihrem Hauswesen. Von Hühnern und Gänsen, von Einheimsen der Kartoffeln und Rüben, von Schweinefleisch, welches sie geräuchert oder eingepökelt hat, von Butter und Käse. Dann kommen die Klagen, daß täglich Alles theurer werde, und endlich, es ist ihr Lieblingsthema, mir aber am odiösesten, das Gespräch über die Dienstboten, besonders über die Mägde. Weiß diese Frau in der That über keinen andern Gegenstand zu sprechen, oder glaubt sie vielleicht, daß ich nicht im Stande bin, über andere Dinge mich zu unterhalten, weil — —"

Sie sprach nicht weiter, aber es begann eine leichte Röthe auf ihre Wangen zu steigen.

„Warum nicht gar," sagte Stellenbach, „es ist

eine ganz gute Frau, die eben gern von dem spricht, was ihr am nächsten liegt. Aber da solltest Du den Herrn Grafen hören."

Er erzählte ihr hierauf abermals von den Kenntnissen und den Reisen Tzarogy's und sagte, daß er denselben für einen der edelherzigsten Menschen der Welt halte, der nichts Anderes vor Augen habe, als das Glück des Menschengeschlechts.

„Ich bin im höchsten Grade begierig, ihn kennen zu lernen," sagte Frau Catharina, und Stellenbach erwiderte ihr, daß das demnächst geschehen werde, wenn sie Beide auf ein paar Tage in die Stadt gehen würden. —

Es war für Leute, welche der feineren Gesellschaft angehörten, nicht schwer, die Bekanntschaft des Grafen Tzarogy zu machen, denn derselbe war in kurzer Zeit nicht blos fast in alle besseren Häuser eingeführt, sondern er war auch förmlich zur Mode geworden, so daß, wer halbwege ein Haus machte, alle Segel aufspannte, seiner, wenn auch nur wenigstens auf einen Abend, habhaft zu werden.

Der Graf kam Jedermann auf die liebenswürdigste Weise entgegen. Er erschien, hatte er mehrere Einladungen für einen und denselben Abend, an mehreren Orten, und allenthalben zeigte

er das Benehmen eines vollkommen gebildeten Weltmannes, welcher allerdings vielleicht durchblicken läßt, daß ihm dergleichen Huldigungen durchaus nicht neu, der sich aber deshalb dennoch durch dieselben geschmeichelt zu fühlen scheint, und sich allenthalben köstlich unterhält.

Tzarogy besaß die Gabe, nicht allein mit der größten Geduld, sondern mit allen Anzeichen des außerordentlichsten Vergnügens die abgeschmacktesten und absurdesten Dinge anzuhören, und alle Einfältigen, deren Worten er auf solche Weise gelauscht hatte, waren von dieser Stunde an seine Freunde.

Man sage nicht, daß es nicht nützlich sei, Einfältige zu Freunden zu haben. Es ist bisweilen unangenehm, häufiger aber mit allerlei Vortheilen verknüpft, schon deshalb, weil es Freundschaftsdienste giebt, zu welchen durchaus — — nur gute und einfache Menschen zu gebrauchen sind.

Da man aber bisweilen auch verständiger und unterrichteter Freunde bedarf, so wendete Tzarogy die einfachste Methode an, sich solche zu erwerben. Er fragte, das heißt: er ließ sich belehren, und scheint gefunden zu haben, daß bei der überwiegenden Mehrzahl gelehrter und selbst vernünftiger Leute auf diese Weise ähnliche Erfolge er-

rungen werden, wie bei der oben erwähnten Species durch geduldiges Zuhören.

Das war der Anfang, mit welchem der Graf Boden gewann, und da ihm, durch die Gefälligkeit des Riesenwirthes und seiner Frau, schon verschiedene Gerüchte vorangeeilt waren, war er nicht einmal gezwungen, diese Rollen allzu häufig zu spielen. Man wendete alle möglichen Kunstgriffe an, ihn selbst zum Sprechen zu bringen, und hatte er einmal begonnen, so riß er in der That alle Welt zur Bewunderung hin; ziemlich auf ähnliche Weise, wie das früher schon im „Riesen" geschehen war, lief hier und dort neben der Bewunderung freilich auch zu Zeiten Erstaunen mit unter, häufig aber belegte er plötzlich Dinge, die Jedermann unglaublich, ja für vollständig unmöglich hielt, mit Beweisen, indem er entweder irgend ein mechanisches Kunstwerk, ein Juwel, oder Aehnliches, von dem er so eben gesprochen, zum Vorschein brachte, oder die Gegenwärtigen einlud, ihn zu besuchen und durch den Augenschein sich von der Wahrheit dieser oder jener Behauptung zu überzeugen, stets aber wußte er so viel als möglich seine Erzählungen nach der muthmaßlichen Fassungskraft, oder dem Bildungsgrade seiner Zuhörer einzurichten.

Hören wir für einen Augenblick das Urtheil des Präsidenten Fortenberg und das des Doctor Brunner über ihn.

Der Graf war am Abend vorher beim Präsidenten gewesen, und als der Doctor am folgenden Morgen den Präsidenten besuchte, sagte dieser:

„Wissen Sie, daß dieser Tzarogy uns Alle gestern im höchsten Grade entzückt hat? Er ist der gewandteste Weltmann, den man sich denken kann, ungeheuer gelehrt, unbedingt einer derjenigen Männer unseres und vielleicht auch mehrerer anderer Jahrhunderte, welche die weitesten Reisen gemacht und die meisten Kenntnisse mit nach Hause gebracht haben, und dabei bescheiden, fast demüthig.“.

Der Doctor lachte, aber Fortenberg fuhr fort:

„Der Professor Stahl war bei uns, und es wollte mir fast scheinen, als habe der Graf den sonst ziemlich schweigsamen Mann zu einem längeren Vortrage über verschiedene Mineralien und über Bergwerke gebracht. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Professor, trotz seiner Gelehrsamkeit, gräulich langweilig sprach; aber jetzt begann Tzarogy. Der Professor hatte Italien bereist, er war in Ungarn, und kurze Zeit in England, und es zeigte sich, daß der Graf alle diese Länder eben-

falls besucht, alle Gruben befahren, alle Hüttenwerke besichtigt, alle Gebirge bestiegen hatte, und die Fundorte aller seltenen Mineralien genau kannte.

Er ergänzte den Vortrag des Professors auf die liebenswürdigste Weise, so daß dieser häufig ausrief: „Richtig, ja, das hatte ich vergessen!“ oder: „Was für ein Gedächtniß Sie haben!“

Dann aber ging der Graf auf andere Länder über und besprach dieselben auf gleiche Weise, wissenschaftlich, und dennoch mit einem so duftig gehaltenen romantischen Anstriche, daß wir ihm wohl noch Stunden lang gern zugehört hätten. Aber er sprang plötzlich ab, und kam auf die Kunst zu sprechen, in welchem Gebiete er eben so zu Hause, als in der Wissenschaft.

Ich kann das ein wenig beurtheilen.“

Der Doctor sagte:

„Ich war vorgestern mit ihm zusammen, und das zwar in einer Gesellschaft, in welcher sich meist junge Leute beiderlei Geschlechts befanden, und er sprach dort ebenfalls von seinen Reisen, aber diese waren so ausgedehnt, daß es wahrscheinlich der Reisenden der ganzen Welt bedurft hätte, um seine Erzählung nur einigermaßen zu controliren.

Er war unter den Tropen, und hatte dort die Bekanntschaft eines Orang-Utang gemacht, eines Uraffen, wie er sagte, und er schildert denselben als einen würdige Affengreis, dem er viele Freundschaftsbezeigungen verdanke, und von dem er Mancherlei gelernt habe.

„Ja, haben Sie denn mit ihm gesprochen?" agte ein Fräulein, und in welcher Sprache?"

„Anfänglich durch Zeichen, später durch einzelne Laute," versetzte Tzarogy. „Ich hatte mir diese Uebung bei einigen Indianerstämmen erworben, deren ganze Sprache ebenfalls nur aus vereinzelten Lauten besteht. Zum Beispiel cu: liegen, cu-cu: stehen, cu-cu-cu: gehen, bis endlich eine ganze Menge von Cu das heftigste Rennen bezeichnet. *) Auf solche Weise lernt man leicht das Affische."

Später bummelte er zu seinem Vergnügen in einer Fregatte, welche sein Eigenthum war, längere Zeit bei Cap Horn.

Dann wurde ihm das aber langweilig, er besuchte das Feuerland, und fand dort ein Volk, welches eine etwa 3500 Fuß hoch gelegene Ebene

---

*) Factisch, bei manchen brasilianischen Wilden, die jetzt aber wohl zum größten Theil zu Tode cultivirt worden sind.

bewohnte, und welches die merkwürdigsten Zeichen von Civilisation zu erkennen gab. *) Nichts, was dort Tzarogy fand, stimmte mit den früheren, von jenen Gegenden erhaltenen Beschreibungen, mit Ausnahme der Größe ihrer Bewohner, welche alle sechs bis sieben Fuß groß und Muster von Schönheit sind. Sie sind sanft, friedlich, und nähren sich vorzugsweise von Früchten und Milch.

Ihre Religionslehrer sprechen flüssig lateinisch, und haben Tradition, fortgepflanzt durch aufeinander folgende Priester von fünfzig Jahrhunderten. Sie sagen aus, daß die Insel einst zum Festlande gehörte, daß ungefähr vor neunzehnhundert Jahren das Land durch ein Erdbeben heimgesucht wurde, welches die Spaltung verursachte, die gegenwärtig als Magelhaensstraße bekannt ist. Es geht ferner aus den Traditionen dieses merkwür-

*) Die folgenden Angaben des Grafen wurden bestätigt durch einen Brief des Herrn O. St. Green, geschrieben am Bord der Kriegsschaluppe: „Decatur" der vereinigten Staaten, und sind datirt: „Von der Magelhaenstraße, den 15. Februar (Jahrgang etwa 1861 bis 1863) und erschienen in der: New-Orleans Picachune. Dieser Brief enthält noch eine bedeutende Menge von den fabelhaftesten und ungeheuerlichsten Erfahrungen, für welche wir aber den Grafen Tzarogy und Herrn O. St. Green müssen bürgen lassen, da wir selbst, obgleich wir zweimal Cap Horn umfuhren, dennoch Terra del Fuego nicht betraten. B.

digen Volkes hervor, daß auf der Spitze eines hohen Berges ein aus Marmor erbauter Tempel gestanden hat, der 17,208 Fuß breit und über 1100 hoch war.

Der Tempel hingegen, welchen Tzarogy bei seinem Dortsein traf, und in welchem er, nach seiner Gewohnheit, Gott stets nach den Gebräuchen des Volkes zu dienen,-bei dem er sich eben befindet, seine Andacht verrichtete, war bedeutend kleiner. Er hat von dort eine Porzellanmalerei mitgebracht, welche ungefähr dreitausend Jahre alt sein kann, und ein Bild von Gold und Elfenbein, welches die Feuerländer auf einem ihrer Kriegszüge als Beute erwarben, viele Jahre vorher, ehe die Magelhaensstraße existirte.

Später besuchte er die Goldküste, und genoß bei den zahlreichen dort herrschenden Königen viele Gastfreundschaft. Da er, so gut wie er die Religionsgebräuche der Völker einhält, bei welchen er sich eben befindet, auch ihre übrigen Sitten und Gebräuche sich aneignet, so lernte er dort Menschenfleisch essen, und das erste, was er genoß, war ein englischer Schiffsprediger, der von den Eingeborenen erschlagen und auf die königliche Tafel gebracht worden war.

Er konnte nicht genug die Zartheit und Milde

dieses Geistlichen loben, und erklärte, daß er die Europäer überhaupt den Negern vorzöge, da diese stets einen gewissen thranigen Geschmack hätten.

In Chili und Peru hielt er sich ebenfalls längere Zeit auf, aber er erzählte nur wenig von diesen Ländern, „denn," sagte er, „ein berühmter Reisender hat diese Gegenden bereits*) besucht, und was ich Ihnen erzählen könnte, wäre nichts weiter, als eine Wiederholung seiner Schilderungen."

Er beschloß, nachdem er noch seiner in einer großen Anzahl anderer Länder gemachten Reisen erwähnte, mit Aegypten, und dort machte er eine Ausnahme von seiner Gewohnheit, indem er so viel als möglich auf europäische Art lebte.

Er bezog eine Pyramide, richtete sich in einem alten Königsgrabe ein Stübchen ganz nach europäischem Geschmack ein, und nahm eine alte Aegypterin zu sich, welche für ihn kochte und seine Wäsche besorgte, so daß er gänzlich ungestört seinen Studien obliegen konnte, vergraben in Büchern und eingehüllt in Tabaksrauch.

Er hatte während dieser Erzählungen, wenn

*) Anachronismus, den man freundlichst gebeten wird zu entschuldigen.

er von sich selbst sprach, mehrmals andere Namen genannt. Dasselbe junge Mädchen, welches ihn schon früher der Affensprache halber gefragt hatte, sagte jetzt:

„Aber Herr Graf, Sie haben da sich selbst mit verschiedenen Namen genannt. Wie heißen Sie denn eigentlich?

„Mein Fräulein," versetzte er, „das ist aus dem einfachen Grunde außerordentlich schwer zu sagen, weil ich es in der That selbst nicht weiß. Ich will Ihnen aber wiederholen, was ich einmal in Peking sagte, als ich von der Polizei aufgefordert wurde, meinen Namen zu nennen. In Venedig, sagte ich, ruft man mich, indem man die Hand an's Kinn streicht. *) In Hamburg nennt man mich: Mein Herr. In Nürnberg: Schankerle, in Rom: Monsignor, in Wien: Pst! Pst! In Neapel pfeift man mir, wenn man mich haben will, in Paris lorgnirt man mich, und bei diesem Zeichen nähere ich mich gern denjenigen, die mich betrachten. Lassen Sie sich durch meinen Namen nicht irre machen, meine Herren Mandarinen! So lange ich mich bei Ihnen aufhalte, werde ich mich so

*) Die eigenen Worte Tzarogy's, angeführt in den: Curiositäten der physisch-literarisch-artistischen ꝛc. Vor- und Mitwelt. Weimar 1818. —

betragen, als ob ich einen sehr berühmten Namen hätte. Ich mag Kunz oder Hans, Piso oder Cicero heißen, mein Name muß Ihnen gleichgültig sein. Was wollen Sie! Ich erhielt in Venedig Briefe, auf deren Couvert nur das einzige Wort „Venedig" stand, das Uebrige war unbeschrieben. Mein Secretär fragte auf der Post nur nach Briefen, die Niemand angehörten."

Brunner schwieg, und der Präsident sagte:

„Da war er bei uns gerade das Gegentheil. Aber durfte er voraussetzen, daß man ihm in jener Gesellschaft Glauben beimessen würde, bei den Ungereimtheiten, welche er vorbrachte?"

„Excellenz," versetzte der Doctor, „meine Meinung ist, daß man ihm sogar sehr Vieles geglaubt hat. Es giebt Menschen, welche durchaus die Unwahrheit hören wollen, und ihre Zahl ist selbst keine geringe. Erinnern Sie sich der reizenden und lehrreichen Geschichte mit dem Matrosen. Alle Touristen und Berichterstatter sollten sich dieselbe zu Herzen nehmen.

Jener Seemann, eben zurückgekehrt von der Reise, erzählte seiner Mutter die fabelhaftesten und unmöglichsten Dinge, welche er draußen auf See und Land erlebt haben wollte, und seine Mutter hörte ihm gläubig und andächtig zu. Als

aber endlich seine Phantasie zu Ende, begann er die Wahrheit zu berichten, und erzählte ihr von fliegenden Fischen.

Da aber brach jetzt jene in Thränen aus und rief: „Das kannst Du vor Gott und den Menschen nicht verantworten, Peter, daß Du Deiner alten Mutter solche Lügen aufheften willst!"

„Nun," sagte der Präsident, „wir werden zusammen nächster Tage sehen und prüfen, da der Graf uns Alle in seine Wohnung eingeladen hat. Bringt er solche Dinge zu Markte, wie in Ihrer Gesellschaft von Gläubigen, so soll er einen harten Stand haben." —

Der Graf hatte wirklich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft geladen, und es läßt sich denken, daß nicht leicht irgend Jemand diese Einladung versäumte, fand sich gleichwohl Mancher ziemlich enttäuscht, nachdem er die Wohnung des Einladers betreten hatte.

Mehr oder weniger hatte eigentlich wohl Jedermann irgend etwas Fremdartiges, Wunderbares, Absonderliches erwartet.

Einen Saal vielleicht, ausgeschmückt mit Waffen und Geräthschaften aller jener Nationen, welche der Graf besucht hatte. Als Diener einige schweigende Indianer, zum wenigstens Mohren,

anstatt des Porzellan Silber, vielleicht selbst Gold, mitgebracht als Andenken von seinen Freunden, den Goldküsten-Königen. Dann vermutheten Einige, daß der Speisesaal decorirt sein werde mit Palmen und den riesigen Farrnkräutern der Tropen, und daß die Früchte aller Welttheile die Tafel schmücken würden. Woher der Graf mitten in Deutschland, und im Anfange des Winters, alle diese Sachen nehmen sollte, war freilich seine Sache. Einige Fräuleins endlich sagten, daß ihnen ganz grauselich zu Muthe sei, wenn sie an den Prediger dächten, welchen der Herr Graf gegessen habe, und den er so schmackhaft gefunden hätte, worauf die jungen Herren cannibalische Mienen annahmen und schwuren, daß ihnen der Graf keine größere Gefälligkeit erweisen könne, als wenn er ihnen Menschenfleisch vorsetzen würde.

Der Graf hatte eine ziemlich geräumige Wohnung gemiethet, welche aber isolirt lag und von drei Seiten aus mit einem Garten umgeben war und nachdem man eingetreten, fand man mit Erstaunen, daß alle Räume, die man betrat, auf die nüchternste und alltäglichste Weise ausgestattet waren. Die Möbeln waren noch von der vorletzten Mode, und gemiethet, die Bekleidungen der Wände noch älter, als sie sich eben in dem

ziemlich alten Hause vorgefunden, und der Graf selbst empfing seine Gäste keineswegs im Kaftan, im Poncho, oder mit der einfachen und unschuldigen Federschürze bekleidet, sondern im blauen Frack mit gelben Knöpfen, dem eleganten Festkleide jener Zeit, und mit dem Benehmen eines feinen und gewandten Weltmanns.

So war der Treppenaufgang beschaffen, das Vorzimmer des Grafen, und seine Studirstube, welche groß und geräumig war, und in welcher er seine Gäste empfing, und als man endlich in den Speisesaal trat, erblickte man, anstatt farbiger Diener oder Sclaven, die bekannten Gesichter von einem halben Dutzend Lohndienern, während der Graf selbst sogleich erklärte, daß das einfache Mahl, mit welchem er sich erlaube seine Gäste zu bewirthen, in einem Gasthofe bereitet worden sei.

Man fand sich freilich vielfach enttäuscht, aber man erinnerte sich endlich, daß der Graf an allen Orten der Welt die Gebräuche des Volkes annahm, bei welchem er sich eben aufhielt, und man söhnte sich mit dieser Sitte aus, nachdem man gefunden hatte, daß Speisen und Weine ausgezeichnet waren.

Es war aber schon der Nachtisch aufgetragen, und der Graf hatte noch keine Sylbe von sich

selbst gesprochen. Da dies einerseits europäischer Sitte nicht ganz vollständig entspricht, und da man andererseits sehnsüchtig auf seine Erzählungen wartete, so forderte man ihn endlich hierzu auf, und er ging sogleich bereitwillig auf die Wünsche seiner Gäste ein.

„Indessen,“ sagte er, „erlaube ich mir Ihnen vor Allem eines meiner Stammbücher vorzulegen. Es kam mir heute mit einer Sendung verschiedener Gegenstände zu, welche ich mir nachschicken ließ, und ich lege vielleicht mehr Werth auf dasselbe, als es in der That verdient, da ich es für verloren achtete und unerwartet wiederfand.“

Er ging in die Nebenstube und erschien fast augenblicklich mit einem Buche von offenbar sehr hohem Alter zurück, welches er einem der Anwesenden überreichte, mit der Bitte, es die Runde machen zu lassen.

Es schien indessen das Buch kaum besondern Anklang zu finden, denn es ging rasch von Hand zu Hand, bis endlich ein junger Mann, der sich mit historischen Studien beschäftigte, ausrief: „Hier sind freilich interessante Autographien in Menge! Hier eine von Voltaire, der Sie un homme de touts les pays nennt, qui parle toutes les langues.

Da eine von Hasselquist, datirt: Kairo, den 17. Juli 1750.

Ferner hier eine vom Grafen Caspar Friedrich von Lamberg mit seinem Wappen und der Ueberschrift:

> Lingua mea calamus scribae velociter scribentis. Psalm 44 v. 2.

Endlich da ein Stammblatt von Michael Montaigne:

Es ist kein Mann so bieder, der alle seine Handlungen und Gedanken so auf die Wagschale der Gesetze legt, daß er nicht wenigstens zehnmal in seinem Leben den Galgen verdiente, selbst solche, welche zu strafen und zu Grunde zu richten ein großer Schade und die größte Unbilligkeit wäre.

Aber das Blatt des Grafen von Lamberg ist gezeichnet mit der Jahrszahl 1678, und der Graf starb 1686. Jenes von Montaigne trägt die Jahrszahl 1550 und Montaigne starb 1591. Dennoch aber ist die Zueignung dieser Blätter an Sie gerichtet! Wie ist das möglich?"

Die Blicke des Präsidenten und des Doctor Brunner streiften sich, gleichzeitig aber flogen die Augen des Grafen vom Präsidenten auf den Doctor, und dann sagte er, Brunner von der

Seite fixirend, und mit jenem eigenthümlichen Ausdrucke, der gewissermaßen ein Einverständniß oder, wenn man will, ein Zugeständniß andeutet:

„Warum, mein gelehrter junger Freund, soll nicht möglich sein, was unzweifelhaft vor Ihnen liegt?“

Der Graf hatte, während der junge Historiker las, die Hände in den beiden Taschen seines Frackes gehabt, jetzt zog er dieselben hervor, und fuhr fort:

„Aber während Sie die Aechtheit meines armen Stammbuches in Zweifel zogen, habe ich mir erlaubt', Sie zu zeichnen, und eben so unsern würdigen Doctor. Hier!“

Er überreichte jetzt den Betreffenden zwei, zwar flüchtig entworfene, aber dennoch sehr ähnliche Portraits.

„In der Tasche!“ rief eine Dame.

„Warum nicht, darf ich mein Kunststück wiederholen? Wollen Sie den Doctor rechts oder links?“

Und während man bewundernd die ersten Blätter betrachtete, fertigte er rasch zwei weitere Zeichnungen derselben Personen.

Daß man ihn um weitere Versuche bat, war

natürlich, aber er lehnte es mit freundlichem Lächeln ab. Es sei eine Spielerei, weiter nichts, und vielleicht nur hier und da, in höchst seltenen Fällen, praktisch zu verwerthen. Er aber sei ein Mann der Wirklichkeit, uud Alles, was er unternähme, müsse praktischen Werth haben, Nutzen bringen, wenn nicht ihm selbst, so doch seinen Nebenmenschen.

Dann aber versprach er eine Kunstfertigkeit zu zeigen, welche ohne Zweifel mehr werth sei, als sein Zeichnen in der Tasche, und bat, nachdem er sich Schreibmaterialien hatte bringen lassen, man möge ihm irgend etwas in die Feder dictiren. Einer der Anwesenden sagte ihm ungefähr zwanzig Verse aus der Zaire vor, und er schrieb dieselben mit beiden Händen zugleich, auf zwei Bogen Papier, flüchtig, und sich so ähnlich nieder, daß es später unmöglich war zu bestimmen, welche der beiden Schriften mit der linken, welche mit der rechten Hand geschrieben war.

„Ich bin nicht viel werth," sagte mit allzu großer Bescheidenheit der Graf, „aber meine Herrschaften, Sie müssen mir doch eingestehen, daß ich meinen Secretär nicht umsonst füttere. Die Künste sind in ihrem Wachsthum langsam, man fängt

mit Versuchen an, auf welche man zuletzt ein förmliches System baut."*)

Man bewunderte auf's Neue die Geschicklichkeit des Grafen, welcher hierauf fragmentarisch von seinen Reisen sprach und von Zeit zu Zeit aufstand, um aus dem Nebenzimmer irgend einen Beleg zu seiner Erzählung herbeizuholen, irgend eine seltene, fremdländische Münze, eine Waffe, oder Edelsteine von besonderer Schönheit und Größe.

„Ihre Erzählungen sind reizend," sagte endlich eine junge Dame, die indessen dennoch bereits das Alter erreicht hatte, in welchem man, ohne eben vorlaut zu erscheinen, das Wort nehmen kann, „aber wissen Sie, was mich frappirt?"

„Nun?"

„Nun, daß Sie, wie es den Anschein hat, ganz allein stehen und nicht einmal einen Diener bei sich haben. Sollten Sie auf allen Ihren Reisen nicht ein einziges Wesen gefunden haben, dem Sie Vertrauen schenken konnten, und welchem Sie, ohne Sorge, getäuscht zu werden, den Zutritt zu Ihren Schätzen gestatten durften?"

*) Der Marquis von Belmar, alias Tzarogy, besaß in der That das oben erwähnte Stammbuch, und war eben so im Besitze der angeführten Kunstfertigkeiten. Die obigen Worte sind buchstäblich seine eigenen, als er in Gegenwart des Grafen Maximilian Lamberg eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegte.

Die junge Dame war so glücklich, ausgesprochen zu haben, was wahrscheinlich der größte Theil der Gesellschaft bereits im Stillen für sich gedacht hatte.

Aber der Graf senkte sein Haupt und seufzte tief auf, und endlich sagte er mit gepreßter Stimme:

„Ja, mein Fräulein, ich war so glücklich, solche Geschöpfe gefunden zu haben, ja selbst viele derselben, und bei allen Völkern der Erde, denn die überwiegende Mehrzahl der Menschen sind gut und edel. Dieses Glück aber bildete für mich die Quelle des größten Unglücks, des unsäglichsten Kummers und des tiefsten Schmerzes!"

„Aber wie in aller Welt ist dies möglich?"

„Haben Sie nie, mein Fräulein, eine Ihnen theure Person verloren? Hatten Sie keine Verluste zu beklagen, welche Sie für unersetzlich hielten? Starb Ihnen niemals ein theures Wesen?

Das Fräulein erröthete leicht; sie hatte zwar allerdings Verluste erlitten, aber nicht durch den unerbittlichen Tod, sondern die theuern Personen hatten sich eben von selbst verloren, aus eigenem, übelberathenem Antriebe. Auch die lieben Eltern waren noch gesund und munter, es war ihr also, so viel sie sich erinnern konnte, Niemand ge=

storben. Dennoch aber sagte sie nach kurzem Besinnen:

„Ach freilich, freilich wohl!"

„Nun, mein theures Kind," sagte Tzarogy, „bei Ihrem Alter kann ein solches Unglück Sie vielleicht ein- oder zweimal betroffen haben, kaum öfter, mich aber betraf es oft, nur zu oft, und alle mir ergebenen Menschen, denen ich mich und meine Habe unbedingt anvertrauen konnte, und die ich liebte, da sie treu und aufopfernd, hat mir der Tod geraubt, Hunderte und wieder Hunderte!"

Mein Gott," rief die junge Dame erschrocken, „wie ist das möglich? Sind Sie denn mit Ihrer Dienerschaft unglücklicher Weise immer in solche Länder gerathen, wo die Pest oder das gelbe Fieber herrschte, oder haben Wilde und Räuber —"

Der Graf schüttelte das Haupt, aber er beantwortete die Frage nicht direct.

„Diener," sagte er, „die als Männer meine treuen Begleiter waren, starben als Greise in meinen Armen, ich begrub sie im glühenden Sande der Wüste, ich bettete sie unter den Palmen der tropischen Wälder, ich meißelte ihr Grab in des Nordpols ewiges Eis, ich senkte sie in die Tiefen des unergründlichen Weltmeers. Mit thränenschwerem Auge folgte ich den Särgen meiner Ge-

treuen, die christliche Priester zur ewigen Ruhe brachten. Tiefgebeugt sah ich auf den Scheiterhaufen der Hindus ihre Leichname eine Beute des Feuers werden, und unter den Cannibalen schützte ich ihre sterbliche Hülle gegen räuberische Gelüste.

Aber was half das? Das Leben konnte ich ihnen nicht wiedergeben!

Da rettete ich Kinder aus den Fluthen, ich trug andere aus den Flammen brennender Gebäude, ich trat an's Krankenbett der Kleinen und kämpfte sie dem Tode ab. Aber er kehrte wieder, um sie als Greise von mir zu fordern, nachdem ich sie mir erzogen, nicht zu Dienern, nein zu Freunden, zu den treuesten Begleitern meiner Fahrten."

Der Graf hielt mit erstickter Stimme eine kurze Zeit inne, dann fuhr er gefaßter fort:

„Das Leibroß, welches mich aus tausend Fährlichkeiten trug, das mich rettete aus den räuberischen Händen der Beduinen, auf dessen Rücken ich in des Nordens eisigen Steppen den Meuten blutgieriger Wölfe entfloh, das selbst flüchtiger war als der Tiger mit seinen entsetzlichen Sprüngen, und mich so dem sichern Tode entzog — es starb, achtzig Jahre alt, gepflegt von meiner Hand, in meinen Ställen.

Der treue Löwe, der mich vertheidigte gegen seine eigenen Brüder, der wachte, wenn ich schlief, und wenn ich hungerte, seine Beute mit mir theilte — alt und kraftlos lag er endlich zu meinen Füßen, und jetzt jagte ich die flüchtige Gazelle, um ihn zu speisen, ich stieg nieder zur Quelle, um Wasser zu holen, wenn er dürstete, und flößte ihm stärkende Arzneien ein, aber umsonst, er starb wie Alles, was mir theuer war, und noch heute sehe ich sein brechendes, noch im Tode auf mich gerichtetes Auge.

Aber jenesmal schritt ich hinaus aus der Felsenhöhle, die wir zusammen bewohnten, und schwur einen theuern Eid, allein fortan zu wandern wie Ahasverus, ohne irgend einen Begleiter, ohne irgend ein lebendes Geschöpf, und nichts mehr zu lieben, was sterblich, sei es nun Thier oder Mensch —"

Der Graf hielt inne bei diesen Worten, und blickte auf zwei Herren, welche flüsterten, und von denen der eine geheimnißvoll lächelte.

„Nun, meine Herren," sagte er endlich, „mich erfreut Ihre Heiterkeit, aber sollten Sie vielleicht irgend etwas unglaublich gefunden haben in meiner Erzählung?"

Beide, ersichtlich in Verlegenheit gesetzt durch

die Worte des Grafen und durch die Aufmerksamkeit, welche die ganze Gesellschaft auf sie gerichtet hatte, beeilten sich zu versichern, daß dies durchaus nicht der Fall sei.

„Und doch," fuhr jetzt der Graf mit dem gewinnendsten Lächeln von der Welt fort, „und doch schmeichle ich mir der Gegenstand Ihres Gespräches gewesen zu sein. Darf ich mir erlauben zu fragen, welchem Ihrer Wünsche ich vielleicht entgegenkommen dürfte?"

Die Verlegenheit der Beiden schien zusehends zu wachsen, da aber das Auge des Grafen auf den Unglücklichen ruhte, wie das der Klapperschlange auf ihrem Opfer, so sagte endlich einer von ihnen:

„Es war auf Ehre nichts Schlimmes!"

Der Graf nickte wohlwollend, allein die Rolle des Inquisitors schien er deshalb dennoch nicht aufgeben zu wollen, denn er sagte:

„Nun also?"

Nach einigem Zögern versetzte der eine der Herren:

„Es war allerdings nichts Schlimmes, nichts weiter als ein Gerücht, welches hier im Umlaufe ist, und welches mir beifiel, als Sie vorhin —" er stockte.

„Nun also?" wiederholte der Graf mit unverwüstlicher Freundlichkeit.

Halb in Verlegenheit, halb mit einem Anfluge von Unmuth, erwiderte jetzt der also in die Enge Getriebene:

„Ich weiß nicht, ob man diesem Gerüchte Glauben beimessen darf, noch weniger aber kann ich wissen, ob es Ihnen nicht unangenehm ist, wenn ich es hier wiederhole."

„Nein," sagte Tzarogy mit der Miene der selbstbewußten Unschuld, „Sie erzeigen mir im Gegentheil die größte Gefälligkeit. Wenn es ein Gerücht ist, welches ich noch nicht kenne, ich bezweifle das aber, so kann mir das nur von Nutzen sein; ist es vortheilhaft, werde ich es bestätigen, ist das Gegentheil der Fall, werde ich es mit einem einzigen Worte widerlegen. Also?"

„Nun," sagte der junge Mann entschlossen, „so kann ich nicht anders als Ihrem Wunsche entsprechen. Als Sie vorhin sagten, daß Sie geschworen hätten, nichts mehr zu lieben, was sterblich sei, so fiel mir bei, daß man sich von einer wunderschönen Griechin oder Türkin erzählt, welche Sie zu Zeiten besuchen soll, deren Ein- und Ausgehen aber, trotz aller Aufmerksamkeit, bis jetzt noch Niemand wahrnehmen konnte."

Habt Ihr schon in stiller, heiliger Waldeinsamkeit geträumt und geschwärmt? In jener wunderbaren, reizenden Stille, in welcher Ihr jedes fallende Blatt deutlich von Ast zu Ast abwärts kommen, und endlich den Boden berühren hört. In jener geheimnißvollen Stille, die Euch tausend Märchen erzählt, und endlich Euer eigenes Hoffen und Lieben, Euer Walten und Schaffen selbst zum Märchen werden läßt, das sich aufwärts rankt, einer Liane ähnlich, an Stamm und Ast bis zum Gipfel, und dann ein duftiges Zauberdach über Euch wölbt?

Wenn Ihr also sinnend geweilt habt im einsamen Walde, dann ist es Euch wohl auch begegnet, daß Ihr plötzlich ein Säuseln vernommen habt, ein leises, leises Rauschen, fliegend durch die Kronen Eurer Freunde, der Waldbäume, verschwindend, wie es gekommen, und die Stille dann noch stiller erscheinen lassend.

Freilich wißt Ihr, daß es die Blätter sind, die leise erzittern, weil ein Lufthauch sie geküßt hat, aber Ihr seht diese leichte Bewegung nicht, Ihr hört sie nur, und der grüne Schmuck der Eichen und Buchen scheint so unbeweglich wie ihre Stämme und Aeste.

Also begab es sich im Salon des Herrn Grafen

Tzarogy, als jene inhaltschweren Worte von der reizenden Griechin oder Türkin durch die Gesellschaft geflogen waren.

Ein leichtes, leises Rauschen folgte ihnen, und als es verklungen, ward die Stille stiller.

Es waren aber nicht die Blätter der Eichen und Buchen, die also erklangen, sondern es war Taffet und Atlas. Es waren die Roben der Frauen und Mädchen, die leise rauschten und bebten, ohne daß man irgend eine Falte erzittern sah, und während ihre Mienen so ruhig waren wie die Stämme der Bäume draußen im Walde.

Und dennoch war eine unwillkürliche leichte Bewegung die Ursache, hervorgerufen durch die Worte: Eine wunderschöne Griechin oder Türkin.

Was die Männer betraf, so machten freilich einige besondere Mienen, die etwa bedeuten sollten: „Nun, wir kennen dergleichen, wir sind selbst beträchtliche Löwen!"

Andere, vielleicht dem Löwenthum näher als jene, verzogen keine Muskel des Gesichts, der Präsident aber und der Doctor Brunner wechselten abermals einen flüchtigen Blick, dessen Bedeutung wir errathen, da Beide schon früher über die schöne Besuchende sich besprochen.

Der Graf endlich blickte einige Augenblicke

nachdenkend vor sich hin. Es war offenbar, daß er überrascht, über etwas, das ihm, so lange er sich in der Stadt befand, noch nicht begegnete.

Alles das, was wir bisher aber geschildert, währte höchstens zehn Secunden, und der Graf selbst schien sich zuerst gefunden und einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Da ich sehe, daß mein Geheimniß verrathen ist,“ sagte er, „so werde ich mir erlauben, meine Clarissa Ihnen vorzustellen, ich bin überzeugt, Sie werden Wohlgefallen an ihr finden und mich nicht verdammen.“

Er ging bei diesen Worten in das Nebenzimmer, dessen Thür er hinter sich schloß.

Unter den Damen wurden leichte Bedenken geflüstert, ob man bleiben dürfe.

„Ich finde es ein wenig stark,“ sagte eine.

„Ohne Zweifel ein Geschöpf,“ eine andere.

„Schicke uns nicht fort, Mama,“ sagten leise zwei Fräuleins, Du bist ja dabei, was kann da passiren!“

Eine ältere Wittwe sprach von ihrem Rufe, der ihr höchstes Gut sei, die älteren Herrn zogen indessen Brillen hervor, deren Gläser sie sorgfältig reinigten, während die jüngeren die Thür mit ihren Augen zu durchbohren schienen.

Das stärkere Geschlecht rechtfertigte mithin seinen Namen, und schien entschlossen, unverzagt Allem die Stirn zu bieten, was auch da kommen möge.

Der Graf beendigte diese Zustände, indem er plötzlich die Thür öffnete, und nahe an derselben seine Gäste Clarissa, die Türkin, denn ihre Kleidung bezeichnete sie als eine solche, erblicken ließ. Es war eine wirklich schöne junge Frau, mit frischer Gesichtsfarbe und edlen Zügen, gehüllt in ein dunkles, mit goldenen Sternen besäetes Gewand, und geschmückt mit einem funkelnden Diamantenhalsbande.

Da der Leser bereits errathen hat, daß er niemand Anderes vor sich hat, als „die Weibsperson," welche bereits Frau Tellerfink entdeckt hatte, so können wir auch nicht länger läugnen, daß sie die Anwesenden auf dieselbe Weise begrüßte wie jene, indem sie bald freundlich nickte, bald ihr schönes Haupt wie verneinend schüttelte, dann die Augenlider leicht schloß, öffnete sie dieselben aber wieder, die Gesellschaft holdselig anlächelte.

Der Graf trat jetzt an ein eigenthümliches, reich mit vergoldetem Kupfer verziertes Geräth, welches an einem der Saalwände stand und be-

reits vorher die, wenn gleich schweigende, Aufmerksamkeit seiner Gäste auf sich gezogen hatte. Es erwies sich jetzt, nachdem er es geöffnet hatte, als ein Piano, und der Graf sagte nun:

„Clarissa wird sich erlauben, Ihnen, meine Herrschaften, ihre Kunstfertigkeit zu zeigen.“

Er trat bei diesen Worten wieder an seinen vorigen Platz zunächst der Thür und sagte: „Clarissa, komm und begrüße die Anwesenden;“ und jetzt erhob sich Clarissa, trat unter die Schwelle, verbeugte sich gegen die Gesellschaft, und nun gab ihr der Graf den Arm, und geleitete sie langsamen Schrittes zu dem Instrumente, woselbst er ihr ehrfurchtsvoll beim Niederlassen behülflich war.

Sie hob hoch ihre Hände und ließ sie, wie wir das später bei großen Virtuosen ebenfalls wahrnahmen, einige Augenblicke über den Tasten schweben, bis der Graf einige Worte in einer fremdländischen Sprache sagte, worauf sie die Hände niedersenkte, ihr Spiel begann und eine Reihe von Tönen hervorrief, die alle Anwesenden in Staunen, Bewunderung und Entzücken versetzte.

Wenig, oder besser gesagt: gar nicht geübt in der Kunst, eine musikalische Leistung zu „bespre-

chen," fehlen uns gänzlich die technischen Lorbeerkränze, oder Unrathstücke, mit welchen man je nach Belieben den Künstler oder die Künstlerin zu bewerfen pflegt.

Wir befinden uns also in der Lage, die einzige derartige Redensart für das Spiel Clarissa's anzuwenden, welche uns nicht entfallen ist, weil wir so glücklich waren, vor nicht langer Zeit an einem und demselben Abend dieselbe wenigstens fünfzigmal anhören zu dürfen, stets je von einem anderen kunstliebenden Individuum.

Es ist die: mit der köstlichen, reichen Perlenschnur, welcher ähnlich die Töne unter den Fingern der Künstlerin sich entrollen.

Aber es war nicht die Präcision, mit welcher diese Perlen sich entwickelten, allein, welche alle Welt in Bewunderung versetzte, sondern diese Tonperlen waren es selbst, ihr eigenthümliches Singen und Klingen, mit welchem sie zusammenflossen in eine wunderbare, fremdartige, niemals vorher gehörte Melodie.

Sie hatte geendet, der Graf reichte ihr abermals den Arm und führte sie zur Thür, dort wandte sie sich, verbeugte sich wie vorhin, und trat dann in den dunkeln und von den Kerzen des Speisesaals nicht beleuchteten Theil der

Stube, wohin ihr der Graf folgte. Nach einigen Augenblicken kam er indessen wieder hervor, und nachdem er die Thür hinter sich geschlossen, sagte er trocken:

„Dies ist die Türkin, welche, wie man zu sagen beliebt, mir bisweilen Besuche abstattet, welche aber in der That stets bei mir ist. Wie hat Ihnen das Kunstwerk gefallen?"

„Kunstwerk?" sagte Jemand, während unter der übrigen Gesellschaft ein Gemurmel entstand.

„Nun ja," versetzte der Graf, „oder wenn Sie wollen, ein Automat, eine Puppe. Es ist das erste größere Werk eines großen Künstlers in Dresden, welcher auch jenes scheinbare Piano verfertigt hat, das aber in der That ebenfalls nichts weiter ist, als eine Art Flötenuhr, nur in größerem Maßstabe."

Einige zweifelten und hielten die Angaben des Grafen für einen Scherz, Andere behaupteten, daß sie in der That selbst auf ähnliche Gedanken gekommen seien, und endlich rief Einer:

„Wie kann aber diese Clarissa ein Automat sein, da sie alle Ihre Befehle verstand und pünktlich befolgte?"

Der Graf lächelte:

„Vielleicht," sagte er, „würde eine lebendige

Frau nicht in so hohem Grade folgsam sein, im Uebrigen aber sah ich an gewissen Zeichen, welche das im Innern befindliche Uhrwerk giebt, was meine Clarissa im nächsten Augenblicke thun würde, und so hatte ich so leicht zu befehlen, wie sie selbst zu gehorchen."

„Ach, zeigen Sie uns das Uhrwerk im Innern!" rief ein junges Mädchen.

Der Graf verbeugte sich und ging schweigend in's Nebenzimmer, woselbst er ziemlich lange verweilte, als er aber die Thür wieder öffnete, stand Clarissa einige Schritte von der Thür entfernt, doch so, daß sie von den Kerzen des Speisesaals noch hinreichend beleuchtet war, und jetzt nahm der Graf von ihrem Rücken eine ziemlich große, bisher durch die Falten des Gewandes verdeckte Metallplatte ab, und man bemerkte nun eine Messingscheibe, auf welcher ein halbes Dutzend flacher Räder angebracht waren, welche sich schnurrend bewegten, wenn er einen Stift berührte.

Er ließ dann die Räder still stehen, und trat in den Speisesaal, abermals die Thür hinter sich schließend.

Er öffnete dieselbe auch nicht wieder, sondern zog mehrfache Gegenstände, welche er aufzeigte, aus der Tasche, die in der That die

Eigenschaften jener des grauen Mannes im Peter Schlehmil zu haben schien.

Als später die Gesellschaft sich trennte, mußte sich Jedermann zugestehen, daß man sich köstlich unterhalten habe, bezüglich der Puppe Clarissa waren die Gäste indessen nicht vollkommen einig, und es wurden höchst verschiedene Meinungen laut.

„Was sagen Sie zu der Geschichte?“ fragte der Präsident den Doctor, welcher ihn begleitete.

„Ich sage, daß es ein Mann von seltenen Talenten ist, der zuverlässig ausgebreitete Kenntnisse besitzt. Daß er aber trotzdem zu täuschen sucht, ist, wie ich glaube, eben so zuverlässig.

Haben Sie den Blick gesehen, den er mir zuwarf, als er das Stammbuch aufzeigte, nach welchem er ein paar Hundert Jahre alt sein müßte?“

„Freilich. Aber was kann er mit solchen Tollheiten bezwecken? In unserer Zeit! Ich bitte Sie um Gottes willen!“

„In unserer und in allen Zeiten der Welt,“ versetzte der Doctor, „giebt es Leichtgläubige, und ich möchte glauben, daß sogar der größte Theil der Menschen leichtgläubig ist, wenn man ihnen Dinge erzählt, welche sie gern hören. Geheimnißvolle und my=

stische Dinge aber waren und sind beliebt bei allen Geschlechtern und bei allen Nationen, und werden es stets bleiben, wenn man ihnen nur ein zeitgemäßes Mäntelchen umzuwerfen versteht. Wäre es sonst möglich, daß intelligente und cultivirte Völker des Alterthums solchen Blödsinn hätten glauben können, wie es in der That wirklich der Fall war?"

Der Präsident schien nicht auf die Beantwortung dieser Frage eingehen zu wollen, denn er sagte:

„Jetzt, Doctor, antworten Sie aber einfach mit Ja oder Nein, jetzt sagen Sie mir, war jene Clarisse eine Puppe, oder ein lebendes Wesen?"

Der Doctor versetzte lachend:

„Excellenz, das ist eine Unmöglichkeit! Als ich anfänglich jenes blinzelnde, nickende und das Haupt schüttelnde Subject erblickte, dachte ich sogleich an ein künstliches, mechanisches Werk, und ich wurde in dieser Meinung bestärkt durch den sonderbaren, regelmäßigen Schritt dieser angeblichen Clarissa. Als er später das flache und wenig bedeutende Räderwerk aufzeigte, kam mir unwillkürlich der Gedanke an eine lebende Person. Es ist möglich, daß er eine Puppe und zugleich ein lebendes Wesen in jenem Zimmer hatte, es ist möglich, daß die musicirende, und die Dame mit dem Räderwerke eine und dieselbe Puppe waren, es kann

aber auch sein, daß Beide ein und dasselbe Weib gewesen sind, welches absichtlich das steife, Automaten ähnliche Wesen annahm."

„Schön," sagte der Präsident, „wir dürfen also glauben, was wir wollen, und der Herr Graf Tzarogy seinerseits kann aus seiner Clarissa ebenfalls noch machen, was er will!"

„Ich glaube, daß dies seine Absicht ist," versetzte der Doctor. —

Als sie sich später trennten, fragte der Präsident:

„Wie steht's zu Hause?"

„Schlimm, sehr schlimm," versetzte der Doctor, plötzlich ernst werdend und tief aufseufzend. —

Einige Tage später ging's im Riesen, bei Herrn Johann Tellerfink, ausnehmend heiter und gemüthlich zu.

Ganz unerwartet war der Graf, in Begleitung einiger Herren aus der Stadt, erschienen, und obgleich er selbst nur wenig trank, sprachen doch die Uebrigen dem Wein des Riesenwirthes wacker zu. Tzarogy hatte seine Freunde, wie er sagte, auf einem Spaziergange getroffen, hatte ihnen von dem ausgezeichneten Weine Tellerfink's erzählt, und man hatte sich geeinigt, denselben zu erproben.

Wie schüchtern, und oft: wie langweilig, steht die erste Flasche Wein vor uns auf dem Tische, und wie schwer entschließt sich häufig die zweite, ihr zu folgen. Sie scheut sich zu erscheinen, da tausend Dinge sich zwischen sie und uns stellen. Geschäfte z. B., welche wichtig und unaufschiebbar sind, ein Stelldichein, dann bei einigen unglücklichen Individuen vielleicht auch die zweite, bessere Hälfte derselben, welche sie mürrisch verabschiedete, und keifend empfangen wird, wenn sie ungewöhnlich spät nach Hause kommen.

Die Natur selbst sucht endlich diese zweite Flasche am Erscheinen zu verhindern, die andere Natur nämlich, die Gewohnheit, welche uns verbietet, um diese oder jene Zeit Wein zu genießen.

Endlich erscheint sie aber dennoch, diese lang bekämpfte zweite Flasche, ein kecker Genosse entfesselt sie, und dann folgt ihr ungezwungen und heiter lächelnd eine Reihe ihrer anmuthigen Schwestern, welche uns die angenehmsten Dinge erzählen, und schließlich vielleicht uns wirbelnd umtanzen.

Der Erfahrene weiß, wie reizend solche improvisirte Gelage, aber er weiß auch, wie gefährlich sie sind, da man gar leicht seinen Mantel allzu tief taucht in das Blut der Rebe.

Fast ging es also den Freunden des Grafen, welche bald sich in die außerordentlichste Heiterkeit versetzt sahen, schwuren, daß des Riesenwirthes Wein der beste sei, den sie seit langer Zeit getrunken, und sich das feste Versprechen gaben, wöchentlich einigemal wenigstens in der famosen Kneipe sich zu treffen.

Ob sie Wort gehalten, wissen wir nicht; als sie aber endlich gegangen waren, äußerte Tellerfink unverhohlen sein Entzücken gegen Frau Veronika, und belobte den Grafen über alle Maßen, weil er ihm solche charmante und vornehme Herren in's Haus geführt:

„Könnte ich dem braven Herrn nur auch einmal eine Gefälligkeit erweisen!"

Die Gelegenheit zu einer solchen ergab sich rasch, obgleich dieselbe abermals für ihn selbst mit allerlei Annehmlichkeiten verknüpft war.

Der Graf erschien nämlich nach kurzer Zeit wieder. Nachdem er seine Freunde in's richtige Fahrwasser gelegt, fiel ihm ein, daß er etwas vergessen habe im Riesen, und verließ sie, um den Gegenstand zu holen; im Riesen aber angelangt, nahm er Herrn Tellerfink bei Seite und machte ihm wichtige Eröffnungen, Eröffnungen von un-

berechenbarer Tragweite, wie man heutzutage sagen würde.

Der Graf erwartete aus Petersburg Nachrichten von der ungeheuersten Wichtigkeit. Nachrichten, von welchen das Wohl und Weh von Millionen Sterblichen abhing. Da man aber Aehnliches natürlich nicht dem Papier anvertrauen durfte, so sendete man eine vertraute Persönlichkeit, und es war ihm bereits der Tag und die Stunde bekannt, in welcher der Bote erscheinen würde, und das zwar, selbstverständlich, im Riesen, da dieser Gasthof in der russischen Hauptstadt als der beste bekannt war.

Ob aber eine junge Frau erscheinen würde, oder eine Matrone, ein junger Mann, oder ein Greis, das war zur Zeit dem Grafen noch unbekannt, unbedingt aber war es ein Mitglied der fürstlichen Familie Schtschetriff.

„Jetzt,“ fuhr der Graf fort, „passen Sie wohl auf! Niemand darf, so lange die fürstliche Person unter Ihrem Dache weilt, ihre Anwesenheit ahnen. Halten Sie auf morgen Abend die Zimmer in Bereitschaft, welche ich früher bewohnte, auf einen, zwei, vielleicht auf mehrere Tage, und entfernen Sie alle Unberufenen. Ich werde zur Stelle sein und den Empfang einleiten.

Und nun," schloß der Graf, „besorgen Sie Alles gut, mein vieljähriger alter Freund Jakob, und vergessen Sie den Namen Schtschetriff nicht."

Der Graf ging, und Tellerfink verbeugte sich bis auf die Erde; dann, als der Graf verschwunden war, sagte er:

„Wieder die alten Großvater-Dummheiten mit dem vieljährigen Jakob, und den Namen kann ich nicht einmal aussprechen, viel weniger merken. Ist mir aber egal. Ich merke so schon, daß ich von der alten russischen Excellenz verzweifelt wenig zu sehen kriege. Aber dem Grafen will ich es vermerken, daß er alle hohen Herrschaften zu mir schickt, und die Zeche soll auch herrschaftlich werden."

Frau Veronika starb fast vor Neugierde, denn ihr Gatte theilte ihr absonderliche Dinge mit, und ließ nicht undeutlich durchblicken, daß er tief eingeweiht sei in das wichtige Geheimniß.

„Wenn's nur keine Verschwörung ist," sagte sie, „ich zittere an Arm und Bein. Du weißt, daß die Russen, bei sich zu Hause, Talglichter und kleine Kinder fressen. Was werden die erst bei uns machen, wo sie sich gar nicht geniren!"

„Das geht bei uns nicht so wie drinnen," versetzte Tellerfink selbstbewußt, „das leidet vorder-

samst die hochlöbliche Polizei nicht, aber laß mich nur gewähren, mir thut Keiner nichts."

Am nächsten Abend hatte sich Tzarogy, kurze Zeit vor der bestimmten Stunde, im Riesen eingefunden, und ziemlich mit dem Glockenschlage sechs hielt ein geschlossener zweispänniger Wagen vor der Thür des Gasthauses.

Tzarogy und Tellerfink traten heran, um den Schlag zu öffnen, aber dies geschah vorher von innen, und heraus sprang eine junge Frau, oder ein Mädchen, die trotz der Pelze, in welche sie gehüllt war, dennoch leicht den Boden erreichte und, als sie Tzarogy erblickte, in lautes Lachen ausbrach:

„Nun, Graf, das freut mich," rief sie, „Sie haben sich in den letzten zweihundert Jahren fast gar nicht verändert!"

Der Graf verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll:

„Allerdurchlauchtigste Fürstin," sagte er, „wie unendlich glücklich macht mich Ihr Anblick!"

Die Fürstin lachte noch stärker, und der Graf kreuzte nun die Arme über der Brust und sagte, sich abermals fast bis zur Erde beugend, einige Worte in einer fremden Sprache, worauf die Heiterkeit der Fremden sich einigermaßen zu legen schien,

und einem eigenthümlichen, fast hochmüthigen Wesen Platz machte.

Hierauf bot ihr der Graf den Arm, und Beide stiegen die Treppe hinan, nach den für die Fürstin bestimmten Gemächern, nur noch kurze Worte wechselnd in jener fremden, sonderbar klingenden Sprache.

Oben angelangt, befahl der Graf das Gepäck der Fürstin in die Stube zu bringen, und nachdem dies geschehen war, sagte er, daß er schellen werde, wenn die Fürstin zu speisen befehle.

Tellerfink entfernte sich, wenig erbaut, und jagte draußen Frau Veronika und die Magd mit zornigen und drohenden Geberden von der Thür, um darauf selbst am Schlüsselloche zu lauschen, aber nur mit wenigem Erfolge, denn das Gespräch wurde in derselben Sprache fortgeführt, in welcher man es begonnen hatte, und was seinen Aerger noch steigerte, war, daß er das Geräusch des sich rasch entfernenden Kutschers hörte, und es war mithin von diesem so wenig zu erfahren, als es früher bei der Ankunft des Grafen der Fall gewesen.

Drinnen ging es übrigens theilweise ziemlich lebhaft zu, und so viel Tellerfink aus dem Tone der Sprechenden entnehmen konnte, schalt und lachte die Fürstin durcheinander, und auch der

Graf wurde mehrmals heftiger, als es sonst seine Gewohnheit war. Dann schien aber der Friede hergestellt, und der Lauschende hörte nur noch wenige flüsternd gesprochene Worte, bis plötzlich stark an der Glocke gezogen wurde, worauf Tellerfink, seine Schuhe unter dem Arme, rasch bis zur Treppe sprang, und, nach einigen Minuten, möglichst geräuschvoll sich wieder näherte und eintrat.

Man wünschte zu speisen, und einige Zeit darauf entfernte sich der Graf.

Was übrigens die Fürstin betraf, so war sie die Leutseligkeit in eigener Person. Sie ging, am andern Morgen, ungescheut, und ohne das Geheimnißvolle ihrer Anwesenheit viel zu beachten, allenthalben im Hause umher, ja sie besuchte selbst Frau Veronika in der Küche, unterhielt sich mit dieser über allerlei häusliche Angelegenheiten, und des Mittags that sie der Kochkunst derselben alle mögliche Ehre an. Hingegen ließ sich diese nicht nehmen, die Durchlaucht eigenhändig bei Tische zu bedienen.

„Den Herrn Grafen hast Du bedient, der da droben bringe ich das Essen, so ist's schicklich," sagte sie zu Tellerfink, „Du bleibst unten!"

Das Auge der Liebe sieht scharf, das der Eifersucht noch schärfer, und häufig noch dazu

durch eine vergrößernde Brille. Also war in den Augen der Frau Veronika die zarte Neigung, welche im Busen Tellerfink's für die große, volle, schöne Frau, mit dem hellblonden Haar und den tief dunkeln Augen, zu keimen begann, bereits zur riesigen Leidenschaft angewachsen.

Er hatte gestern darüber gebrummt, daß die Fürstin gar kein Gefolge bei sich habe, ein halbes Dutzend Leibeigene wenigstens, von wegen der Zeche natürlich, auch über den kleinen Koffer; den sie mit sich führte, hatte er sich mißfällig geäußert. Heute entschuldigte er Beides:

„Wenn man incognito reisen thut, darf man nicht viele Händel machen," hatte er gesagt. Dann suchte er sich ihr zu nähern, wo es nur möglich war, als sie im Hause umherging, das reichte aus, Frau Veronika aufmerksam zu machen, und sie rasch Verdacht schöpfen zu lassen.

Er versuchte zu scherzen:

„Es ist ja eine uralte Frau," sagte er, „Du hast ja selbst gehört, daß sie den Grafen schon vor zweihundert Jahren gekannt hat."

Aber Frau Veronika hatte mürrisch geantwortet:

„Das sind Dummheiten, davon verstehe ich

nichts. Aber meinetwegen sei sie dreihundert, Du bleibst deswegen doch unten!"

Er blieb auch wirklich unten. „Reize den Löwen nicht," dachte er, aber es grämte und kümmerte ihn, daß er ihren Namen nicht einmal aussprechen konnte.

Also erweichend wirkt die Liebe auf das harte Männerherz!

Bärbel, die Magd, war mürrisch und verdrossen, und sah mit scheelen Blicken nach der blonden Schönheit.

„Eine saubere Prinzeß das," sagte sie giftig, als die Fürstin am Morgen die Küche besuchte, „schnüffelt in Töpfen und Tiegeln, so eine agire ich auch!"

Nach Anbruch der Dunkelheit kam Tzarogy, und begab sich zur Fürstin. Als er eine Zeit hindurch oben, sagte die Bärbel:

„Frau, ich denke, ich hol' die Leiter. Die von heute zippert nicht so mit den Augen, wie die von neulich mit dem Sammetkleide und den goldenen Sternen. Die hat mehr Courage."

Aber die Riesenwirthin fuhr heftig auf:

„Dageblieben, Du dummes Ding! Was kümmert's Dich, ob sie Courage hat oder nicht? Mein Alter soll nur unten bleiben, aber der Herr Graf

soll nicht molestirt werden in meinem Hause. Das ist ein guter Gast, und bringt noch andere. Unterstehe Dich!"

Grollend fügte sich Bärbel. Es war der Frau Veronika zu Zeiten nicht zu trauen.

Der Riesenwirth aber, weniger beaufsichtigt, wenn der Graf bei der Fürstin, als wenn sie allein, schlich, leise wie ein Kater, nachdem die Beiden gespeist hatten, hinauf in's obere Stockwerk, um wieder zu lauschen. Die Furien der Eifersucht tobten in ihm, und er vermuthete schlimme Dinge; als es ihm aber gelungen war, wirklich durch das Schlüsselloch einen Blick in die Stube zu gewinnen, fand er sich angenehm enttäuscht, und jetzt trat die Neugierde an die Stelle der Eifersucht.

Die Fürstin und der Graf saßen sich gegenüber, und sahen gemeinschaftlich allerlei Briefschaften und Papiere durch. Bisweilen schob der Graf der Fürstin ein oder das andere Schriftstück zu, welches sie ihm ärgerlich, oder auch mitunter lachend, wieder zurückgab, und wie es den Anschein hatte, suchte er sie dann mit eindringlichen Worten zur Annahme zu bewegen. Auch lag Schmuck auf dem Tische und baares Geld.

Die Bedeutung aller dieser Dinge aber konnte

sich Herr Tellerfink nicht erklären, denn Beide sprachen abermals jenes fremde, ihm vollkommen unverständliche Kauderwelsch, ohne Zweifel aus Vorsicht, da sie unbefugtes Lauschen befürchteten, was in der That wirklich so eben stattfand.

Jetzt zog der Graf ein mit Siegeln reichlich behangenes Pergament hervor, legte dasselbe mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich hin auf den Tisch und sagte, absichtlich oder in Vergessenheit in deutscher Sprache:

„Also! Alexandra Fedora Schtschetriff, hier ist —"

In diesem Augenblicke aber erscholl unten die Stimme der Frau Veronika, die scheltend nach ihrem Manne rief. Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste, während er, auf den Zehen sich fortstehlend, schleunigst hinabeilte, und bald darauf mit einer mittelmäßig erfundenen Nothlüge vor der erzürnten Gatttin stand, welche zwar nicht weiter forschte, aber ihm bedeutete, daß man in der Gaststube schon zehnmal wenigstens nach ihm gefragt.

Innerlich schwur er sich, ihr über kurz oder lang das wett zu machen, denn er war wüthend, eben in dem Augenblicke abgerufen worden zu sein, in welchem man deutsch zu sprechen begann

er war aber auch zugleich durchdrungen von einer gewissen Ehestands-Philosophie, die ihm gebot, nicht jedem Sturme die kecke Mannesbrust entgegenzustellen, sondern bisweilen bei herannahendem Donnerwetter unterzuschlüpfen unter den Felsen der Unbefangenheit, die gar nicht merkt, weshalb eigentlich der Teufel los.

Wir befinden uns nicht in der Lage, ein Urtheil abgeben zu können, ob dies in der That praktisch, sondern wir wissen nur, daß der Riesenwirth zu sich selbst sagte:

„Couche für heute, Tellerfink! Wäre ich vorhin nicht heruntergekommen, sie wäre im Stande gewesen und hätte mir droben einen Skandal gemacht, denn sie ist fuchs-teufelswild, ich merk's wohl, von wegen so und so!"

Den Namen Alexandra Fedora hatte er behalten, und er nahm sich vor, im nächsten Sommer dessen Anfangsbuchstaben wenigstens in einen Kürbis zu schneiden, und böte sich Gelegenheit, die Fürstin auf zarte Weise merken zu lassen, daß er diese ihre Namen kenne.

Diese Gelegenheit bot sich aber nicht, denn am folgenden Abend, während der Graf sich bereits wieder bei der Fürstin befand, hielt plötzlich ein Wagen vor dem Riesen, und der Kutscher er-

klärte, daß er bestellt worden sei, um Jemanden abzuholen.

„Wohin?" frug Tellerfink.

„Weiß nicht!"

Gleich darauf aber rief der Graf, daß man das Gepäck der Fürstin in den Wagen bringen sollte, und nachdem dies geschehen war, erschien er mit ihr selbst am Arme, und geleitete sie ehrfurchtsvoll zum Wagenschlage, während er Tellerfink flüchtig sagte, daß ihn die Fürstin beauftragt, die Zeche zu berichtigen.

Die hohe Frau hatte bereits Platz genommen im Wagen, als sie in deutscher Sprache dem Grafen zurief, sie habe ihm noch etwas zu sagen. Er beugte sich vor, und steckte den Kopf zu ihr in die Tiefe des Fonds, zog denselben aber sogleich wieder zurück, während er sich tief und unterwürfig verbeugte.

In diesem Augenblicke schlug Bärbel, welche mit einer Laterne sich nahe hinzugedrängt hatte, ein grelles, und unbedingt absichtlich, überlautes Lachen auf, und während die Gräfin „Avanti! Avanti!" rief, fuhr jetzt der Wagen rasch von dannen.

Der Graf folgte ihm zu Fuße.

„Warum hast Du denn so abscheulich gelacht?"

fragte Frau Veronika, als sich Beide wieder in der Küche befanden.

„Herr Je!" erwiderte diese, „das war ein Plaisir, das hätte die Frau sehen sollen. Als er da den Kopf in den Wagen steckte, hat ihm die drinnen einen derben Nasenstüber gegeben, einen ordentlichen! Das geschah ihm recht, dem — schlechten Menschen!"

„Sei nicht dumm, Bärbel," sagte Frau Veronika, „ländlich, sittlich, das wird halt die Mode in Rußland sein, Abschied zu nehmen."

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Ernesti, Luise, Aus alter und neuer Zeit. Novellen und Skizzen. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, General Franco. Lebensbild aus Ecuador. (Zwei Republiken. Erste Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Sennor Aguila. Peruanisches Lebensbild. (Zwei Republiken. Zweite Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Mühlbach, Louise, Der große Kurfürst und seine Zeit. (Erste Abtheilung: Der junge Kurfürst.) Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Mühlbach, Louise, Der große Kurfürst und seine Zeit. (Zweite Abtheilung: Der große Kurfürst und sein Volk.) Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Wickede, Jul. von, Herzog Wallenstein in Mecklenburg. Historischer Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. 4 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Ati Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 3 Bände in 5 Theilen. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb.

mit vergold. Deckenverzierungen $4^1/_3$ Thlr. Mit Goldschnitt $4^2/_3$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. circa $4^1/_2$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. circa $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. $3^1/_2$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 1. bis 4. Band. 8. broch. à Band $1^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr. In eleganteſtem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Diezmann, August, Leichtes Blut. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Ernesti, Luise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Ernesti, Luise, Die Aristokratin und der Fabrikant. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Nr.
